Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Sechzehnter Jahrgang.
Zwanzigster Band.

Die
Schultheißentöchter von Nürnberg.
III.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1861.

Die Schultheißentöchter von Nürnberg.

Culturhistorischer Roman

von

Louise Otto.

Dritter Band.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1861.

Die Schultheißentöchter
von Nürnberg.

Inhalt.

I.

Italienische Nachrichten.

Willibald Pirkheimer führte eine ausgebreitete Korrespondenz, nicht nur mit den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, sondern auch mit vielen Italiens und so empfing er denn eines Tages von einem gelehrten Freund Andreas Grimani aus Treviso einen Brief, der ihn über die Schlacht von Agnadello, am 14. Mai 1509, und ihre Folgen berichtete. Ludwig XII. von Frankreich, der in Person an diesem entscheidenden Kampfe theilgenommen, hatte die Schlacht gewonnen, aber 6000 Todte von beiden Seiten waren auf dem Kampfplatz zurückgeblieben. Dieser Tag hatte über das Los des Krieges entschieden. Eine venetianische Stadt nach der andern ergab sich den Franzosen, die Kaiserlichen besetzten Friaul und alle kleinen benachbarten Fürsten warfen sich auf ihre Beute. Der Senat erließ eine Verordnung, durch welche die

Republik selbst diejenigen ihrer Unterthanen, die sich nicht vertheidigen konnten, vom Eide der Treue losband und die Provinzen des Festlandes ermächtigte, mit dem Feinde nach ihrem besonderen Interesse zu unterhandeln und den Befehlshabern auftrug, die Plätze zu räumen, welche sie noch inne hatten. Ganz Friaul unterwarf sich dem Kaiser, mit Ausnahme der Festungen Murano, Osopo, Treviso und Gradiska. Die letztere fiel jedoch bald. Treviso war ebenfalls gesonnen dem Drange der Umstände nachzugeben. Da die reichsten Einwohner sich am ersten unter die fremde Gewalt fügten und die Herrschaft wechselten, sobald es der Vortheil so mit sich brachte, sandte die österreichische Regierung einen gewissen Leonhard Trissino im Geleit verschiedener Ritter als Kommissär dahin ab. Er hatte früher zu den Einwohnern Vicenza's gehört und war nachmals zur Partei des Kaisers übergetreten. Die österreichischen Minister trauten ihm fälschlich einen großen Einfluß zu; sie wurden ihren Irrthum gewahr, als sein vermeintes Ansehen, dem keine mitgebrachten Truppen zu Gebote standen, vor dem Patriotismus eines Schuhmachers Caligaro in Nichts hinschwand, der die Straße mit dem Rufe durcheilte: „Es lebe der heilige Markus!“ Das Volk rottete sich zusammen,

plünderte die Häuser der Reichen, die den Fremdling durch ihre Voreiligkeit herbeigerufen hatten, verjagte die kaiserlichen Kommissarien und erklärte, daß es sein Schicksal nicht von dem Loose der Venetianer trennen wolle. Im Gefolge dieses Kommissärs hatte sich auch ein deutscher Ritter von Wolfstein befunden, gegen den man zwar glimpflicher verfahren war als gegen den Italiener, der sein eigenes Volk und Vaterland an die Fremden verrathen konnte, aber da er eine Wunde von einem Steinwurf erhalten, hatte ihn der Briefschreiber — Pirkheimer's Freund — einige Zeit in seinem Hause versteckt und ihm dann fortgeholfen. „Ich höre," schloß Jener, „daß er aus der Nähe von Nürnberg und Euch wahrscheinlich bekannt ist. Er hat geschworen die Scharte auszuwetzen, die hier, wie er meint, ein Mann aus dem Volke seiner Ritterehre beigebracht, und da ich höre, daß in einem siegreichen Gefecht der Kaiserlichen ein Wolfstein gefallen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß es derselbe ist, den ich kennen lernte."

Pirkheimer würde an dieser Personalnachricht ein weit geringeres Interesse genommen haben, wenn nicht der Antheil an dem Schicksale seines Schützlings Amanda von Wildenfels es ihm geboten hätte. Nun aber war er verdrießlich über die Ungenauigkeit des

Briefschreibers — das Alter dieses Wolfstein war nirgend erwähnt, war es der Vater oder der Sohn? Der Tod des Ersteren würde Amanda wohl kaum schmerzlich berühren — aber der des Bräutigams? sollte er nun schweigen oder sprechen? Sie auffordern aus Schloß Birk zum Erkundigungen einzuziehen, ob man dort eine Nachricht von oder über die Besitzer habe, das düstere Netz einer so peinlichen Ungewißheit über sie werfen oder sie arglos dahin leben lassen, wie sie denn in der That jetzt zu leben schien?

Vorerst mit ihrem Bruder Rücksprache zu nehmen, erschien als das Geeignetste. Er suchte Ulrich auf.

Ein paar Wochen waren vergangen, seit sich Amanda unter Pirkheimer's Dache heimisch fühlte. Von Birbaum aus fragte Niemand mehr nach der schönen Flüchtigen; sowohl aus Stolz sich um eine „entlaufene" Braut zu bekümmern, als aus Furcht vor den Nürnbergern, gegen welche die benachbarte Ritterschaft einmal nichts auszurichten wußte, mochte das geschehen. Von ihrem wirklichen Bruder, der wahrscheinlich auch mit in den Krieg gezogen, konnte sie noch weniger schon auf ihr an ihn gesandtes Schreiben eine Nachricht erwarten. Sie schien sich auch nicht sonderlich darum zu kümmern und zeigte sich überhaupt

als ein heiteres, stolzes Weltkind, das durch ein zuweilen keckes Auftreten, das sich durchaus nicht immer an das vorgeschriebene Nürnberger Ceremoniell kehrte und dadurch wenigstens bei Denen, die es am Gewissenhaftesten damit nahmen, einigen Anstoß erregte, so daß auch Euphemia Pirkheimer zuweilen freundschaftliche Warnungen zur Mäßigung an sie ergehen ließ.

Ein Edelfräulein besaß aber damals nicht oder doch nur höchst selten dieselbe Bildung, welche die Töchter der städtischen Patrizier, vor Allen von Nürnberg und Augsburg, auszeichnete. Reiten und Jagen durften sie freilich nicht und in diesen ritterlichen Künsten war Amanda wohlgeübt, dagegen machte ihr Lesen und Schreiben viele Mühe, und hatte sie sich auch um die Welthändel mit bekümmert, welche die Person des Kaisers Maximilian betrafen und in seinen Händen ruhten, so waren ihr doch alle die Gespräche fremd, die hier den gelehrten Eifer der Humanisten, wie der innigen Begeisterung der Künstler folgten, und sie vermochte dabei meist nur eine stumme Zuhörerin abzugeben. Auch in jenen mühevollen und kunstreichen Stickereien waren ihre Hände ungeübt, die sie von den Frauen Nürnbergs sowohl zum Schmuck der eigenen Kleidung oder des Hauses, oder geliebter

Männer oder sogar in höchster Vollendung zum Schmuck der Kirchen anfertigen sah — nur spinnen konnte sie, aber auch nur an der Spindel und nicht an den zierlichen, hier erfundenen Spinnrädchen, die außerhalb der Städte nur erst wenig im Gebrauch waren.

Diesen Abstand empfindend, würde sie, die gewohnt war bewundert zu werden, vielleicht weniger mit ihrem Aufenthalt zufrieden gewesen sein, wenn sich einmal nicht noch genug Bewunderer für ihre Schönheit und ihren Rang und eben für das gefunden hätten, was bei ihr anders war als bei den Töchtern Nürnbergs, selbst wenn es ein Mangel gewesen und wenn sie nicht dies heitere Nürnberg, das ihr des Neuen so viel bot, wenn nicht dem Leben am Hof des Kaisers, doch dem vorgezogen hätte, das ihr nicht nur in Birbaum, sondern auch auf dem Schloß ihrer Ahnen bei ihrem Bruder beschieden gewesen wäre. Denn in den alten Burgen selbst führten die Frauen und Töchter der Ritter ein höchst einförmiges Leben, das eben nur dann unterbrochen ward, wenn fremde Gäste anwesend waren, oder indem man dieselben verließ, sich an einer auswärtigen, dann allerdings immer mehrere Tage währenden Festlichkeit zu betheiligen. Aber den größten Theil des Jahres saßen die Burgfrauen und Fräulein doch daheim und führten ein

Hauswesen, dem selbst oft jede Bequemlichkeit, noch mehr jeder Reiz gebrach. Im Vergleich zu den Wohnungen in den Städten, namentlich den Reichsstädten und nun zumal mit dem weit vorgeschrittenen Nürnberg, waren die Einrichtungen auf den Ritterburgen von einer Rohheit, die eben nur von Denjenigen erträglich gefunden werden konnte, die nie Besseres gekannt hatten. Die Frauen waren nur bei großen Festlichkeiten als die reizendste Krone derselben geehrt — daheim mußten sie den Rittern dienen, ihre Launen und Unbilden ertragen und in ihrer Abwesenheit blieb ihnen keine andere Unterhaltung als mit den Mägden zu spinnen. Kein Wunder nun, daß Amanda im vorgeschrittenen schmucken Nürnberg sich gefiel, denn wenn auch die Frauen dort, die großen Festlichkeiten abgerechnet, auf's Haus beschränkt und von den Männern, wie der Rath sich gerne ausdrückte, „im Zaum gehalten", so hatten sie durch ihre erhöhte Bildung und die allgemein verfeinerten Lebensformen doch ganz andere Unterhaltungsstoffe als die Ritterfräuleins — die nur, um ihren Neid zu verbergen, den Stolz zu Hilfe riefen, trotz alledem hochmüthig auf sie herabzublicken.

Amanda's Wunsch war erfüllt worden — sie hatte Anna und Isolde von Weichsdorf kennen gelernt. Sobald als die Wunde an ihrem Arm ihr erlaubt

hatte auszugehen, hatte sie in Begleitung Euphemia's die Schwestern aufgesucht.

Noch hatten sie nicht von Wolfstein gesprochen, aber der Gedanke an ihn hing wie ein funkelndes und drohendes Schwert trennend zwischen ihnen.

Die bescheidene Anna fühlte sich gedemüthigt und erschreckt durch Amanda's stolzes Auftreten und ihre auffallendere, wenn auch bereits verblühende Schönheit. Man hatte sie ihr doch als seine längstverlobte Braut genannt — konnte sie ein früheres Recht an ihn haben als Anna, dann verurtheilte sich diese selbst als eine Verbrecherin — hatte sie ein späteres — dann war ihr ja Wilhelm doppelt verloren, dann war er ihr untreu geworden! Oder hatte er sich, wie er einst angedeutet, nur zum Schein Derjenigen verlobt, die ihm sein Vater auserkoren — dann trieb er ja doch nur ein frevelhaftes Spiel — dann hatte er sich an Allen zugleich versündigt. Konnte, durfte sie einen Mann noch lieben — ihn, der sie ja doch wohl längst vergessen und aufgegeben hatte?

Aber auch neben den schmerzlichsten Erfahrungen und Vorstellungen behauptet doch auch die Hoffnung in einem liebenden Herzen noch lange ihren Platz. Und sollte sie sich noch so oft getäuscht und vertrieben sehen, sie weiß doch immer noch ein verborgenes Win-

kelchen zu finden, in das sie sich flüchten und von Zeit zu Zeit wieder mit strahlenden Augen hervorschauen kann. Dann bedarf es nur ein Lächeln, einen Blick — und sie ist wieder Königin in demselben Reiche, aus dem sie für ewig verbannt erschien. So lebte auch in Anna's Herzen noch die Hoffnung: vielleicht vermöge doch noch Alles gut zu werden! Vielleicht liebe Amanda Wolfstein gar nicht, vielleicht sei sie nur gezwungen seine Braut, oder vielleicht werde durch ihre Flucht aus Birbaum das Bündniß gelöst — und dann — sie war ja Ulrich's Schwester! Ulrich's, der es ihr sagen konnte, wie Wolfstein Anna liebe, was er ihr versprochen, wie sie schon mit dem Tode gerungen, um seinetwillen — hatte er es gesagt oder nicht? warum kam er nicht? warum klärte er nicht Alles auf? warum verweigerte er gerade jetzt seinen Beistand? Das waren wieder Fragen voll Angst, vor denen die Hoffnung, auf's Neue gescheucht, entfloh.

Für Isolde war Amanda fast kein geringerer Gegenstand des Interesses, ja des Neides, wie für Anna. Sie war Ulrich's Schwester! O was hätte Isolde selbst um das Glück gegeben, wäre ihr diese Offenbarung geworden! sie dachte wenigstens so! Als seine Schwester hätte sie ja eine Erklärung gefunden für diese Seelensympathie, die sie ihm verband, als

seine Schwester hätte dieser Kampf ein Ende gehabt — wie konnte sie jetzt anders, als mit dem günstigsten Vorurtheil einer solchen entgegenkommen? Mit edlen Freimuth sagte sie auch, daß sie Ulrich kenne, daß sie ihn gesehen bei seiner Arbeit, die ja der Verherrlichung ihres Oheims Martin Behaim gelte, wie in ihrem Hause selbst, da sein hoher Gönner der Schenk von Limburg, Bischof von Bamberg, anwesend gewesen.

Amanda lächelte, wie von dem Bischof die Rede war. — „Ich kenne ihn auch," sagte sie, und weiß, daß er keiner Dame etwas abschlagen kann und es freut mich, wenn er Ulrich's Gönner ist" — und dann wußte sie auch wieder geschickt das Gespräch bald auf Kaiser Maximilian zu lenken, der ihr erst die Geschichte ihres Vaters und Bruders erzählt, und nicht undeutlich gab sie zu verstehen, daß sie seine Gunst besessen. Sie zeigte dabei doch so viel Hoffart und Eitelkeit, daß ein so edles Wesen wie Isolde sich unangenehm davon berührt fühlen mußte und kein Herz zu ihr fassen konnte, trotzdem daß sie — Ulrich's Schwester war.

So war es auch bei späterem Wiedersehen geblieben und so war es natürlich, daß selbst die Schwesterliebe Isolden's zu Anna keine Erklärung in einer so überaus zarten Angelegenheit herbeizuführen vermochte.

Indeß war die Schultheißin bei ihrer vorgefaß-

ten Meinung gegen Amanda zum Theil geblieben, und brachte ihre Annäherung an ihr Haus mit auf das Sündenregister, das sie ihrem Gemal wieder über ihre Töchter mitzutheilen wußte. Die ehrbaren Frauen von Nürnberg, erklärte sie, gingen nicht mit dieser herzugelaufenen Abenteuerin um, nur die gelehrte Familie der Pirkheimer denke, sie könne sich über Alles hinwegsetzen, und weil Pirkheimer kaiserlicher Rath sich schimpfen lasse, nehme er auch die kaiserliche Buhlerin bei sich auf — man wisse ja überhaupt, in welcher Weise er mit den Frauenzimmern verkehre. Man habe ja auch gesagt, daß er um Isolde angehalten, aber er thue das nicht, und bringe sie nur in's Gerede — nicht genug, daß sie ihn in seinem eigenen Hause sehe, auch bei dem Meister Dürer, ja sogar im Klarakloster, das man ja doch jetzt so gern in den Geruch der größten Heiligkeit brächte, hätten sie geheime Zusammenkünfte — ja auch so weit erniedrige sich Isolde noch nebenbei, daß sie dergleichen auch mit dem Baubruder Ulrich halte, ja sich sogar nächtlicher Weile von ihm nach Hause begleiten lasse — es sei Zeit, daß der Vater nicht länger einen solchen Unfug dulde. Er möge sie entweder für immer in's Klarakloster schicken, oder Herrn Peter Harsdörfer, der nur, weil er nicht vom Adel sei,

sich nicht getraue um sie zu werben, dazu ermuthigen — sie finde, ein großes Vermögen sei doch mehr werth als ein Wappenschild, das nur darum oft vergoldet vorgehalten werde, um zu zeigen, daß auch gar Nichts dahinter stecke.

Das war die verwundbarste Stelle des Schultheißen — er besaß ein uraltes Wappen, aber nicht viel Vermögen, indeß seine erste wie seine zweite Gattin bürgerlicher Abkunft waren, aber aus den reichsten Geschlechtern Nürnbergs stammten. Bei seiner ersten Wahl hatte mehr noch als das Geld das Herz bestimmt, das glückliche Leben, das er mit Johanna Behaim geführt, hatte ihm über das Opfer hinweggeholfen, durch diese Verbindung seinen bisher rein gebliebenen Stammbaum befleckt zu haben, und da es einmal geschehen, nahm er bei einer zweiten Ehe auch darauf weiter keine Rücksicht, sondern ließ sich vorzüglich durch den Reichthum der Ebener zu seiner Wahl bestimmen. Aber das sich vorgeworfen zu sehen, brachte ihn zur äußersten Wuth, welche er bis jetzt schon immer nur gewaltsam in sich niedergehalten.

„Ich war eher der Vater meiner Töchter, als ich dein Gemal war," rief er aus, „und wenn du mich nicht mehr als solchen ehren willst und nur fort und fort den Frieden meines Hauses mit deiner bösen

Zunge vergiftest, mir selbst mein ganzes Leben, so kann ich auch aufhören dein Gemal zu sein — ich habe Grund genug, um diese Ehe zu trennen!"

Zum ersten Male sprach er dies Wort aus — Adelgunde ward todtenblaß, ihr Gewissen traf sie, sie glaubte ihr langbewahrtes Geheimniß verrathen und in dem Schrecken, der sie überkam, dachte sie nicht an das, was der Schultheiß meinte, und sie hatte keine Kinder und von einer solchen Frau sich ohne Weiteres scheiden zu lassen, hatte er das Recht.

Er gewahrte nur die Erschütterung, die sie traf, aber von der wahren Ursache derselben hatte er keine Ahnung — „Adelgunde," sagte er, schon wieder milder geworden, „ich halte auf die Ehre meines Hauses, aber es bleibt sich gleich, ob sie durch die Töchter oder durch dich an den Pranger gestellt wird."

Ihr war zu Muthe als vernehme sie ein Todesurtheil — sie wagte nicht zu widersprechen wie sonst — sie wagte kaum zu athmen.

„Ich weiß," sagte er, „wer der Anstifter von all diesem Unheil ist — Martin Löffelholz — er wird mir Rede stehen!"

Mit einem lauten Schrei sank bei Nennung dieses Namens Adelgunde dem Gemal zu Füßen — sie, die bisher ihm immer Trotz geboten.

Noch niemals hatte er sie so vor sich gesehen — nichts Arges ahnend, reute ihn fast schon in seiner Entrüstung über diese ewigen Verleumdungen seiner Töchter so weit gegangen zu sein — er hob sie auf und sagte nun ungeduldig: „Wir wollen einmal vernünftig zusammen reden — höre mich an!"

Auf so viel Milde war sie jetzt nicht vorbereitet, sie verhüllte ihr Gesicht, das konvulsivisch zuckte.

„Was im Klarakloster vorgegangen," sagte er, „weiß ich nicht nur von Isolde selbst, sondern auch von Herrn Martin Geuder, dem Bürgermeister, Isolde hat ein edles Werk gethan, daß sie eine Waise, die Tochter eines ehrsamen Bürgers, die ihren Schutz gegen die Verführungsversuche des in diesen Künsten wohlerfahrenen Herrn Martin Löffelholz anrief, unter den Schutz des Klaraklosters zu bringen suchte, er hat sie dort, kaum angekommen, ausfindig gemacht, und wollte nun vereint mit ihrem Vormund das Klarakloster verdächtigen, als ob es gewaltsam oder arglistig Witwen und Waisen, besonders solche, die wie Jerta Echter Vermögen besitzen, in seinen Schooß zu locken suche, und da der Rath eben kein großer Freund der Klöster und der Geistlichkeit ist, so hatte er Hoffnung mit einer solchen Beschuldigung durchzudringen.

Zum Glück ist es aber nicht nur durch das Mädchen selbst und nicht nur durch Isolde, sondern durch andere Zeugen, darunter den wackern Meister Albrecht Dürer, dessen sittliche Reinheit noch niemals Jemand in Frage gestellt hat, so weit gekommen, daß die Aebtissin des Klaraklosters um so mehr recht bekam, als sie selbst erklärte, daß niemals davon die Rede gewesen, Jerta solle den Schleier nehmen, sondern daß man ihr nur ein passendes Asyl gewährt, das sie jeden Augenblick verlassen könne, was Jerta bestätigte. Demnach hat man dem Vormund, der sich nicht ganz von dem Verdacht befreien konnte, mit Löffelholz unter einer Decke gespielt zu haben, die Vormundschaft entzogen und sie Albrecht Dürer übertragen, Löffelholz sei zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt worden, sowohl weil er das Mädchen verfolgt, als weil er falsche Beschuldigungen gegen das Klarakloster vorgebracht — sonst habe man aber kein großes Geschrei von der Sache machen wollen und die Rathsherren hätten sich das Wort gegeben, sie so viel als möglich geheim zu halten, damit der Pöbel kein Aegerniß nehme an den Vätern der Stadt — wie denn überhaupt Viele mit im Rathe säßen, die auch Werg am Rocken hätten, wenn auch nicht gar so viel wie Löffelholz. „D'rum habe ich auch dir nicht davon geredet,

schloß er und du könntest es Isolden noch Dank wissen, daß sie sich nicht dieser That gerühmt hat."

Adelgunde hatte das Tuch wieder von ihrem Gesichte genommen und schien zu lauschen, ob das auch Alles sei.

„Löffelholz haßt nun natürlich Isolden," bemerkte Schultheiß und den Verleumdungen, die er dir zuträgt, solltest du keinen Glauben schenken. Hoffentlich wird er unser Haus nun nie wieder betreten, und hoffentlich wirst auch du ihn kurz abweisen, wenn er sich dir bei einem Feste nähert. Am meisten mag er sich aber in Acht nehmen vor den Fäusten der Plattnergesellen!" das fügte er lächelnd, schon wieder besser gestimmt, hinzu.

Die Schultheißin athmete auf — die Entdeckung, vor der sie eben gezittert, war ihr noch erspart — doch suchte sie noch immer vergeblich nach einem Wort der Erwiderung.

Vielleicht verdroß ihn das. Wieder finsterer sagte er: „Hoffentlich ändert sich nun dein Betragen gegen Isolde — höre ich noch einmal eine ähnliche Verleumdung von dir, so kannst du sicher darauf rechnen, du hast nur die Wahl sie ihr abzubitten — oder zu gehen."

Aber schon hatte Adelgunde wieder Muth, schon

fühlte sie wieder die frühere kecke Sicherheit zurückkehren, da ihr das Schlimmste, das sie nur eben fürchten mußte, erspart war; noch nicht ganz mit dem früheren Trotz, aber doch so, daß er schon wieder durch ihre Stimme hindurchhallte, sagte sie: „Abbitten! und wann hätte je Isolde mir etwas abgebeten, mir, ihrer Mutter, deiner Gemalin?“

„Sie hat es noch nicht nöthig gehabt,“ erwiderte der Schultheiß fest. Und was die Freier betrifft, so laß du dich nur unbekümmert — eine Ehe, die du stiften möchtest, behagt ihnen am wenigsten, so viel hast du selbst nun auch bemerken können. Von nun an steht es anders mit uns — ich werde zeigen, daß ich Herr im Hause bin, und künftig mein Hausrecht brauchen, nicht nur gegen meine Frau!“ Damit stand er heftig auf, ging auf die nächste Flügelthür zu, stieß sie nach seiner Gewohnheit lärmend mit dem Fuß auf, und warf sie hinter sich zu, daß die Wände bebten.

Adelgunde holte tief Athem, — ein triumphirendes Lächeln umspielte ihren häßlichen Mund — jetzt hatte sie gewonnen! das war seine Art, diesen Abgang zu wählen, wenn er seine Kraft im Friedenstiften des Hausherrn erschöpft hatte, — er ging, weil er sich selbst nicht mehr traute. — Das Wetter war vorüber.

II.

Patrioten.

Durch die ganze deutsche Nation zog sich eben jetzt eine Fülle von künstlerischer, wissenschaftlicher und schöpferischer Kraft, eine mächtige Bewegung hatte die Geister ergriffen, welche emporstrebten und das höchste zu erreichen trachteten. Und die Nation war sich dieser Kraft bewußt. Mit Stolz blickten die deutschen Schriftsteller dieser Periode, wie alle denkenden Köpfe auf die großen Erfindungen der deutschen Nation, auf die Erfindung des Schießpulvers, des Bücherdruckes, der Kupferstecherkunst zurück; mit Befriedigung erwähnen sie die außerordentliche Regsamkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft; mit Selbstgefühl sprechen sie es aus, daß die deutsche Nation keiner anderen nachstehe. Eine große tiefgreifende vaterländische Gesinnung bemächtigte sich des Volkes, und zwar ging sie fast durch alle Stände hindurch. Die Gelehrten, die Bürger, die Bauern, auch der Adel — nur die Fürsten nicht, die bis auf wenige Ausnahmen eben damals alle nur

mit der Vergrößerung ihrer Hausmacht und der Erweiterung ihrer fürstlichen Rechte, auch dem Kaiser gegenüber beschäftiget waren — sie Alle haben das gleiche Gefühl von der Kraft, der Stärke und der geistigen Bedeutung der Nation. Wenn sie nun aber das, was diese sein konnte, mit dem verglichen, was sie in der That war, ein großer Körper ohne Beweglichkeit, im Innern gelähmt, weil zerrissen, gegen Außen kaum im Stande sich vor den Angriffen der Nachbarn zu bewahren, so mußte die vaterländische Gesinnung, welche das Volk groß zu sehen wünschte, von dem tiefsten Schmerze ergriffen werden, aber bei der Kraft, die im Volke lebte, verband sich damit zugleich der Wunsch und das Streben, die Hindernisse von dem Aufschwunge der Nation, die vielen Mängel und Gebrechen in der öffentlichen Zuständen hinwegzuräumen. Bewußt oder unbewußt legten Alle mit Hand an's Werk, die in Wort und Schrift, in Kunst und Wissenschaft thätig waren, und in Nürnberg fand sich ein fruchtbarer Boden für solche Bestrebungen. Man wünschte die Wiederherstellung des Reichs, seiner Einheit, seiner Stärke, man wollte ein großes mächtiges Kaiserthum, dabei aber auch Wahrung der individuellen Freiheit und die Durchführung solcher staatlichen Einrichtungen, durch welche die niederen Stände

eben sowohl wie die ganze Nation als solche zu einer neuen, ihren Bedürfnissen entsprechenden schönen Entwicklung geführt würden.

Kaiser Maximilian schien eine Zeit lang zum Träger einer solchen Entwicklung ausersehen zu sein vom Geschick wie von den Sympathien des Volkes. Man sah in ihm das Ideal eines Kaisers verwirklicht man pries ihn als die Zierde der Nation und als Retter des Vaterlandes. Das Volk selbst hatte das größte Vertrauen zu ihm, gleich den Gelehrten, die Humanisten voran, und man hoffte, er werde den selbstsüchtigen Absichten und Bestrebungen der Fürsten Schranken setzen.

Aber schon zeigte es sich, daß er die Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllen konnte. Die Hindernisse, die sich den Wünschen der öffentlichen Meinung und seinen eigenen Planen entgegenthürmten, waren zu groß, als daß er sie zu besiegen vermochte.

Dies war immer der Unterhaltungsgegenstand der Männer, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag.

Pirkheimer fühlte sich durch persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser gefesselt, aber seine Sympathien galten Italien — er war eben jetzt in seiner verdrieß-

lichsten Laune, wie man sie nur empfinden kann, wenn man zwei seiner Freunde in Streit gerathen sieht, ohne ein Wort zur Versöhnung sprechen zu dürfen, oder dafür Gehör zu finden. Der Brief, den er aus Italien empfangen, hatte ihn nur noch mehr darin bestärkt. Er ging zu Ulrich, den er mit Erhard und Dürer zusammentraf.

„Nun ist der Kaiser wieder den Franzosen zu Dank verpflichtet," grollte Pirkheimer, „und was sie ihm in Italien gewonnen haben, werden sie ihm im Westen wieder zu nehmen suchen. Unaufhörlich bemüht er sich ja mit den deutschen Fürsten, namentlich den rheinischen, Verbindungen anzuknüpfen, welche auf die deutschen Verhältnisse den unheilvollsten Einfluß äußern. Die Fürsten hüten sich wohl etwas zu thun, das die Macht des Kaisers nach Innen wie Außen befestigen könnte, um nicht die eigene geschwächt zu sehen, und in ihrer thörichten Eifersucht lassen sie sich lieber von Frankreich benutzen und verrathen das deutsche Vaterland an seinen alten Erzfeind."

„Hielte es der Kaiser doch lieber mit den Reichsstädten!" rief Dürer.

„Hielte er es lieber mit dem Volke, den Bürgern und Bauern," sagte Ulrich gleichzeitig.

Jetzt fühlte sich Pirkheimer wieder verpflichtet

den Kaiser zu vertheidigen. — „Mit den Reichsstädten!" rief er im spottenden Tone. „Vielleicht dachte er eine Zeit lang wirklich daran — aber können denn die Reichsstädte sich jemals dauernd für etwas Anderes begeistern als was ihrem Beutel Vortheil bringt? Die sind am ärgerlichsten über die Geldforderungen des Kaisers, und wenn sie auch mit einigem Recht darüber grollen können, daß sie bei den Reichssteuern verhältnißmäßig viel höher als die andern Stände angesetzt worden sind, so hat das doch seinen guten Grund, denn eher noch bringt einmal ein Fürst ein Opfer als ein Krämer, der besieht sich selbst jeden Heller erst zweimal, ehe er ihn ausgibt, und in den Reichsstädten machte es fast die meiste Noth, die Reichssteuer, den gemeinen Pfennig, einzutreiben. Nicht die Fürsten allein, sondern auch die Reichsstädte sind an der Erklärung Schuld, durch die es mit der Reichsverfassung wieder so ziemlich beim Alten geblieben ist. Wenn man sich weigerte den gemeinen Pfennig zu bezahlen, ist man wieder auf die Matrikel zurückgekommen — die einzelnen Gebiete werden als solche nach ihrer Macht veranschlagt — der Gedanke der Landeshoheit ist wieder an die Stelle des Gedankens der Reichseinheit getreten. Auf das Reichsregiment haben die Stände, die Städte wie die Fürsten zugleich

verzichtet, dem Kaiser erklärt: sie wollten ihn in der Regierung nicht beschränken, er habe bisher wohl und weise regiert. Das hieß jedoch nichts Anderes als die frühere Unbestimmtheit zurückführen, wo der Kaiser nur dann auf Gehorsam der Fürsten und Städte rechnen konnte — wenn es ihnen beliebte."

„Leider, leider!" seufzte Dürer. „Wir sind wieder auf dem alten Punkte angekommen! Erst wollten die Kurfürsten eine größere Einheit mit Zurücksetzung des Königs und Vorwiegen der ständischen Macht. Dem widersetzte sich der König, die kleineren Reichsstände, die öffentliche Meinung. Dann wollte der König eine Reform des Reichs mit Vorwiegen der kaiserlichen Macht — dem widersetzten sich die Fürsten — und so ist Deutschland nur darin wieder einig geworden: Alles beim Alten zu lassen — das heißt: es ist uneinig geblieben! Gott möge es bessern!"

„Hätte es aber der Kaiser mit dem Volke gehalten, das es so gern mit ihm halten wollte — die Fürsten hätten schon nachgeben müssen — und die Krämer nicht minder, die sind ja immer gleich auf der Seite, die für den Handel die günstigsten Zustände herbeiführt, und die können nur aus geordneten Verhältnissen hervorgehen. Schon vor sieben Jahren (1502) als der Bruch zwischen Maximilian und den

Fürsten offenbar ward, sollte eine Bauernverschwörung ausbrechen. Der Mittelpunkt derselben war im Bisthum Speier. Ein junger Bauer, Jost Fritz, war die Seele der Verschwörung. Der Zweck des Aufruhrs war kein anderer als Verfolgung des Adels, der Fürsten und der Pfaffen — man wollte Niemanden über sich haben als den Kaiser. Man wollte weiter rücken von Ort zu Ort, bis ganz Deutschland sich dem Bundschuh unterworfen — aber der Kaiser verschmähte einen solchen Bundesgenossen — und nun mag er zusehen, wie ihm die Fürsten und die Römlinge helfen, die sich freilich noch mehr als wider ihn, wider das deutsche Volk verschworen haben!"

Pirkheimer schüttelte den Kopf — wie sehr er auch für Deutschlands Einheit und Größe begeistert war — ihm widerstrebte doch, sie als ein Geschenk aus Bauernhänden zu empfangen. Man wußte zwar, daß auch gelehrte Männer bei der Verschwörung des Bundschuh betheiligt gewesen waren, aber Pirkheimer hatte eben nie begriffen, wie solche vermocht hatten sich mit dem niedern Volke einzulassen. Wohl war er ein Freund desselben, wohl verkehrte er gern mit harmlosen Landleuten, rühmte ihre gesunden Ansichten, ließ sich von ihnen über die Vorgänge in der Natur belehren und belehrte sie selbst wieder, ergötzte sich an ihren unschul-

digen Freuden und verschmähte wohl auch nicht mit ihren Töchtern zu scherzen, wenn er sich von den Pflichten seines Amtes einmal losgemacht hatte und auf das Land geeilt war die Natur zu genießen — aber es war ein rein patriarchalisches Verhältniß, in dem er sich dann gefiel. Ein anderes erschien ihm vollkommen unerträglich. „Gemeinschaft machen mit dem ungebildeten rohen Volke," sagte er, das hieße dem Kaiser denn doch zu viel zugemuthet. Wie es dann zugeht, wenn Schuster und Schneider regieren, das hat der Kaiser schon in seiner Jugend mit zu Brügge angesehen, wo sie ihn gefangen gesetzt hatten und Alles in den Niederlanden darunter und darüber ging, dann an den Schweizern, die sich nun fast ganz von ihm und dem Reiche losgemacht haben — die Bauern des Bundschuh würden wahrhaftig nicht glimpflicher verfahren sein. Wo sich gemeine, ungewaschene Hände in eine Sache einmischen, da ist sie besudelt und verloren!"

„Ich meinte doch," sagte Ulrich, „Ihr wäret in der Schweiz zu andern Anschauungen gekommen, und wie viel ich auch von der Gelehrsamkeit und dem vaterländischen Sinne erwarte, die jetzt in ausgezeichneten Männern für die Sache des Fortschrittes wirken, ich fürchte doch, das ist ein gar langsamer Weg

Deutschlands Größe und Einheit zu Stande zu bringen, und das Wissen thut's nicht allein, wenn Macht und Wille fehlen."

Erhard sagte zu Ulrich: „Du gehörst nur so zu den Unzufriedenen, die jedes Mittel zu einer Neugestaltung der Dinge ergreifen möchten, weil du nur dann eine Neugestaltung der Baubrüderschaften glaubst ermöglichen zu können!"

„Ja," sagte Ulrich, „wer ist sich immer ganz klar der nächsten Motive bewußt, die sein Denken und Handeln zuerst bestimmen? Ich sehe, die germanische Baukunst ist im Verfalle wie das germanische Reich, und ich weiß nicht, welches von beiden zuerst zu retten ist und welches ich retten möchte. Vor hundert Jahren, gerade in der Zeit der größten kirchlichen Bewegungen, sind die schönsten Werke der gothischen Baukunst aufgeführt worden — nicht kirchliche Dogmatik, sondern Begeisterung, der freie, kühne, vorwärts strebende Geist jener Zeit führte die herrlichsten Dome auf. Der deutsch-nationale Geist, die freie mystische Richtung, die eben so sehr ein reines, tief religiöses Bewußtsein wie deutsches Gefühl in sich schließt, sind das heilige Eigenthum unserer Baubrüderschaften — aber ich möchte eben das wäre das Eigenthum der ganzen Nation, ich möchte es gebe in ganz Deutschland nur

eine einzige solche Brüderschaft und ihr gegenüber keine Profanen mehr — weil der Kaiser selbst uns verbrüdert ist, so hoffte ich einst auch von ihm, er werde die Einheit und Größe des Reiches aufbauen können, gleich einem Dom, der über Alle sich wölbte — aber da er es verschmäht, so möchte ich, der Baumeister ginge aus dem Volke hervor, der das verstünde, und noch lieber, die Bauhütten vereinigten sich selbst zu einem solchen Bau — aber um das zu können, müßten sie zuerst bei sich selbst anfangen alles überlebte und ausschließende Formelwesen aus ihren eigenen Kreis zu entfernen."

„Wenn Ihr beginnen wolltet," sagte Dürer, indem er ihm mit einer Thräne im Auge die Hand reichte, „die Scheidewand niederzustürzen, die Euch immerhin vor den Augen der Welt von uns Andern scheidet, die wir der heiligen — nein, ich will geistlich sagen, denn heilig ist jede Kunst — die wir der geistlichen oder kirchlichen Kunst zugleich dienen wie der weltlichen, wir würden Euch mit offenen Armen empfangen!"

„Wagt's," sagte auch Pirkheimer, „dringt auf Aenderung von einigen Eurer Institutionen, macht Euch nicht mit Seel' und Leib zu Sklaven alter Institutionen, die jetzt keinen Werth mehr haben, thut

das mönchische Wesen von Euch, das Euch tausendmal mehr als das Geheimniß Eurer Lehrsätze und Gebräuche von Euern Zeitgenossen sondert — werdet Bürger wie wir, Glieder einer Familie, gründet selbst eine solche — und aller Beistand, der Euch von Profanen nützen kann, soll Euch von uns werden."

„Ja," sagte Erhard, „es ist ein unnatürliches Gesetz, das uns zu dieser Sonderung bestimmt — es sind aber auch schon da und dort Ausnahmen davon gemacht worden — man hat mit Recht Jeden ausgestoßen, der sich der Unzucht schuldig gemacht hat — aber der Meister der Haupthütte zu Straßburg hat schon zuweilen die Dispens zur Schließung einer Ehe ertheilt — wie Kaiser Maximilian ja auch verheiratet ist."

Ulrich vermochte nicht mehr ein Wort zu sprechen — er blickte stumm vor sich nieder — Willibald Pirkheimer ahnte etwas von dem was in seiner Seele vorging — der lebenskluge Staatsmann, der sich mit seinen Wünschen für Isolde verrechnet hatte, verfiel nicht ein zweites Mal in einen solchen Fehler. Die Neigung, die er für sie empfand, hatte erst sein Auge geblendet, aber da er sie jetzt als hoffnungslos in sich zurückdrängte, hatte sein Selbstgefühl es wieder geschärft. Seine verletzte Eitelkeit fand einen Trost darin,

sich zu sagen, daß er diese abschlägige Antwort nicht erhalten haben würde, wenn nicht doch ein anderes Bild in Isolden's Herzen gelebt hätte — er fand Niemanden in der Schaar der Nürnberger Patrizier und der auswärtigen Edelleute, die sich um sie bewegten — da plötzlich fiel ihm das Gespräch ein, das er mit ihr geführt als der Schenk von Limburg da gewesen — wie sie bei Ulrich's Namen erröthet war und doch begeistert von ihm gesprochen hatte — er sann weiter nach, beobachtete mit seiner feinen Art — und entdeckte den Nebenbuhler. Aber er liebte, er schätzte ihn selbst — er war edel genug, sich nicht dadurch gegen ihn umstimmen zu lassen — ja er fühlte nun mehr Mitleid mit ihm als mit sich selbst, denn er mußte diese Liebe als eine hoffnungslose erkennen, als eine, die jedes der Liebenden, sobald sie sich ihrer bewußt geworden, gleich einem Verbrechen niederkämpfen mußte. Was konnte nun Pirkheimer jetzt bei der Wendung sagen, die dieses Gespräch so unerwartet genommen? War es nicht jetzt am besten den Sturm, der in Ulrich entstehen mußte, abzulenken auf die sanfteren Empfindungen für seine Schwester?

Jetzt erst sprach er von dem Tode Wolfstein's und dem Zweifel, ob der Vater oder der Sohn? und ob er

seine Schwester ganz unwissend oder nur ungewiß lassen wollte?

Einen Augenblick dachte Ulrich: das sei ja eine Prüfung für Beide, für Anna und Amanda — wenn er Beiden zugleich diese Nachricht bringe; an dem Grad ihres Schreckens und ihrer Angst müsse man sehen, welche für Wolfstein die meiste Liebe empfinde — ein salamonisches Urtheil! — Aber bald verwarf er den Gedanken als zu grausam, er bat Pirkheimer zu schweigen, bis man auf Birbaum Erkundigungen eingezogen oder sonst auf gelegenere Zeit. Auch der sanfte Dürer stimmte dem bei und meinte, ein Unglück erfahre man ja allezeit früh genug, und er wünsche nicht, daß dafür noch besondere Staffetten etwa eingerichtet würden.

Da sie so sprachen, stürmte plötzlich Georg Glockendon in das Gemach — er sah aus, als sei er solch' eine Staffette, die ein Unglück zu verkündigen habe — sein Gesicht war bleich, sein Anzug in Unordnung und naß, eben so sein sonst zierlich geordnetes Haar; athemlos erschien er wie vom schnellen Lauf, und der Sprache kaum mächtig.

Endlich sagte er: „Verzeiht, Ihr Herren, wenn ich störe — aber ich brauche Rath und Hülfe — die Sache leidet keinen Aufschub!“

„Was ist geschehen?"

„Was habt Ihr?"

„Welch' ein Unglück?" fragten die Anwesenden, die sein Anblick bestürzt machte.

„Ich ging an den Ufern der Pegnitz vor der Stadt spazieren," begann Ulrich, „als ich plötzlich ein Geräusch im Wasser hörte und einen ächzenden Schrei — ich wendete mich der Gegend zu, drang durch das Weidengebüsch und sah ein braunwollenes Gewand über dem Wasser — ich sehe eine weibliche Gestalt, springe hinzu, hinein in die Wellen und es gelingt mir sie zu erfassen und an's Ufer zu ziehen, aber nur unter großer Anstrengung, denn sie leistete hartnäckigen Widerstand —"

„Eine Selbstmörderin?" fragte Erhard.

Und Dürer: „Kanntet Ihr sie?"

Pirkheimer: „Was ist aus ihr geworden?"

Ulrich: „Ist sie noch am Leben?" — so drängten Alle auf einmal auf ihn ein.

„Wer sie ist?" sagte Georg düster — „ach, ich kannte sie wohl — und Ihr, Meister, kennt sie auch."

Ulrich zog die Stirn in Falten und warf einen ernst prüfenden Blick auf den Jüngling.

Der schien heraus zu fühlen, was dieser Blick be-

deuten sollte — er ermannte sich und sagte entschlossen: „Es ist Gerhaus Storch."

„Arme Gerhaus!" seufzte Dürer, von schönem Mitleid erfüllt, das ihm sogar die Augen feuchtete — „aber was können nun wir für sie thun, was rathen und helfen?"

„Ihr hättet das Herrn Martin Löffelholz früher melden sollen, denn uns," sagte Pirkheimer, beinahe etwas ärgerlich gestimmt.

„Spottet nicht!" rief Georg, der hat sie eben verstoßen, und da hat sie sich ein nasses Asyl gesucht — da ich sie ihm wider ihren Willen entriß, bin ich verpflichtet ihr ein anderes zuzuweisen."

„Wissen das noch Andere außer Euch," sagte Pirkheimer, „so dürft Ihr sie der gerichtlichen Strafe nicht entziehen, die auf dem Versuch zum Selbstmord steht — dann gehört sie in's Loch."

Georg sah Pirkheimer mit großen Augen an, und sagte dann mit einer Stimme, die vor verhaltener Entrüstung leise zitterte: „Herr kaiserlicher Rath — man rühmt überall Euere Humanität und Güte — dessen hätt' ich mich zu Euch nicht versehen, daß Ihr ein verzweifeltes Mädchen, das schon unglücklich genug ist, noch einem hochrathpeinlichen Gericht überant-

worten möchtet — dann freilich hätt' ich vor Euch schweigen sollen."

„Gemach, junger Freund!" rief Ulrich, „in den Pflichten der Menschlichkeit sind wir hier Alle einig — aber Ihr könntet Euch in den Verdacht bringen, die Dirne sei Euch sonderlich an's Herz gewachsen!"

„Auch Ihr!" rief Georg schmerzlich bewegt; „o freilich! das hätt' ich wissen können, daß auch Ihr mich verdächtigt!"

„Still! komme zu dir!" sagte jetzt Meister Dürer beschwichtigend zu seinem Lehrling; „es ist Niemand hier, der dich, noch Gerhaus verräth — aber rede die volle, lautere Wahrheit!" fügte er noch ernster hinzu, „und dann wollen wir entscheiden, was zu thun ist."

Georg ergriff die Hand des verehrten Meisters, die so weiß und schmal war, als sei sie niemals zu einer Arbeit gebraucht worden, drückte sie halb beschämt, halb dankerfüllt an seine nassen Augen und erzählte: „Als ich Gerhaus aus dem Wasser an's Ufer gelegt, konnte sie sich lange nicht erholen, obwohl sie doch kaum einige Minuten darinnen gewesen und das Wasser jetzt gar lieblich warm ist, gleich der Luft — sie schüttelte sich wie im Fieber und gestand, daß sie schon krank gewesen und kaum vermocht habe bis hierher zu gehen, wohin sie ein Entschluß der Ver-

zweiflung getrieben — nicht gar weit von uns stand eine Fischerhütte — ein Fischer zog eben seine Netze davor auf — ihn fragt' ich, ob er ihr nicht einen Platz darin gönnen wollte, und vielleicht andere Sachen, bis die ihrigen getrocknet, denn ich hatte gesehen, daß die Hütte von Weib und Kind bewohnt war. Mitleidig nickte er und half mir die halb Bewußtlose hineinschaffen, dann folgte er mir wieder hinaus, nachdem er sie seinem Weibe übergeben hatte. Aber es dauerte nicht gar lange, da hörten wir sie jämmerlich schreien und meinen Namen rufen. „Ihr habt mir einen schlechten Dienst erwiesen, wenn Ihr mich hier lassen wollt — und daß ich nicht zehn Schritte gehen kann, fühl' ich in allen Gliedern.“ Soll ich Euch nicht zu Euern Vater schaffen? fragte ich. „Nur nicht zu ihm,“ schluchzte sie, „er hat mich verstoßen.“ „Da hat er auch recht daran gethan,“ sagte das Fischerweib und überhäufte sie mit allen möglichen Schimpfnamen — sie kannte die Storch von dem Fischhandel her, da sie ihre Einkäufe hier machten. — Soll ich's dem Rathsherrn sagen, daß er für Euch sorge? fragt' ich, seinen Namen wollt' ich nicht nennen. „Bei dem,“ hohnlachte sie, „würdet Ihr Euch schlechten Dank holen für Euere Mühe; laßt ihm und alle Leute denken ich sei todt!“ So geh' ich in den Siechkabel,“

sagt' ich, und hole Leute, Euch da hinein zu tragen. „Aber seid barmherzig und tragt mich wieder in das Wasser!“ — Ich entsetzte mich wohl über solche Reden, wenn ich auch denen der Fischerfrau Einhalt zu thun suchte — endlich sagt' ich, so wolle ich sie in ein Kloster bringen zu den barmherzigen Schwestern oder in's Klarakloster, und da sie wieder nichts davon hören wollte, stieß ich sie mit dem Fuße an, und winkte ihr, sie möge nur zum Schein darauf eingehen bis ich andern Rath geschafft, denn die Fischerleute erklärten, sie litten sie nur bis zur Nacht, dann würden sie dem Gericht Anzeige machen oder sie hinauswerfen, gleichviel was mit ihr würde — (ein Selbstmörder war unehrlich, dem Gesetz verfallen, mochte der Selbstmord nur versucht oder vollendet sein, Unehre brachte die Berührung mit ihnen; auch über die todten Körper ward Gericht gehalten und an den Lebenden ward es natürlich vollzogen). D'rauf flüsterte sie mir zu: wenn ich Jungfrau Isolden von Weichsdorf von ihr sagen könne, der werde damit gedient sein, wenn sie am Leben bliebe, und wenn sie die einmal sprechen könne, sie werde schon einen Rath wissen — da habe ich den Fischersleuten versprochen bis zur Nacht wieder zu kommen, sie zu belohnen, wenn sie reinen Mund hielten und Gerhaus von ihnen fortzubringen.

„Und waret Ihr schon bei Jungfrau Isolde?“ fragte Ulrich.

„Wie konnt' ich mich in diesem Aufzug in das Haus des Schultheißen wagen?“ entgegnete Georg, „das hätte Aufsehen erregt — die Wahrheit konnt' ich dort am wenigsten sagen und lügen mag ich nicht, bin auch nicht geschickt genug mir irgend ein Mährlein auszusinnen.“

„Das ist eine sehr dumme Geschichte!“ sagte der bedächtige Pirkheimer.

„Ich bin nicht dafür, das Fräulein von Weichsdorf damit zu behelligen,“ sagte Ulrich; „diese Gerhaus ist nicht nur ein übelberufenes Frauenzimmer, sondern hat schon mehr als einmal versucht, sich an sie zu drängen und sie zu verunglimpfen.“

„Ein paar von meinen Knechten,“ sagte Dürer nach einigem Besinnen, „werden bald zur Hand sein Euch zu begleiten, dann schafft Ihr sie als eine Kranke in's Hospital der barmherzigen Schwestern; wenn Ihr sagt, daß sie der Meister Dürer sende, so wird man sie aufnehmen ohne weiter zu fragen — ich habe der Stiftung jüngst ein Altarbild zum Geschenk gemalt.“

„Warum wollt' Ihr Euern Namen mit hinein mischen,“ sagte Pirkheimer; „das ist unvorsichtig.“

Darauf zog er seine gefüllte Börse und gab sie Georg mit den Worten: „Daraus mögt Ihr die Leute bezahlen, damit sie reinen Mund halten!“

„Seht,“ lächelte Dürer, „es gibt ein Jeder eben nach seinem Vermögen, Ihr gebt Euer Geld — ich habe nichts zu geben als meine Kunst und meinen reinen Namen — wo mit der einen nichts gedient ist, nützt zuweilen der andere etwas — oder vielmehr ich bin ihn schuldig daran zu setzen, wo meine Kunst vielleicht etwas verdorben hat. — Ihr wißt, ich habe das schöne Frauenzimmer gemalt“ — und dabei warf er einen jener wunderbaren durchdringenden Blicke, in denen seine ganze milde Seele lag, auf Georg, daß dieser erst erröthend die Augen niederschlug, dann aber sie frei emporhob und sagte:

„Wahrhaftig, Meister, ich wäre nur der undankbarste Mensch, wenn ich nicht gern bereit wäre etwas für diese Gerhaus zu thun, ohne die ich vielleicht meine Jerta das Opfer eines Wüstlings hätte sehen müssen — ich darf hier davon sprechen, denn Ihr Herren alle seid ja mit davon unterrichtet worden.“

„Ein reines Geschöpf ist es freilich nicht,“ ergänzte Dürer, „doch sind wir nicht zu ihren Richtern berufen.“

„Warum blickt Ihr nun so finster?“ fühlte er sich jetzt ermuthigt Ulrich zu fragen.

„Ich lobe Euere That wie Euern Eifer für eine Unglückliche," antwortete er, „aber ich habe sie immer nur von ihrer schlimmen Seite gekannt; der Dienst, den sie Euch erwies, geschah ja auch in keiner guten Absicht — fern sei es von mir Euch zurückhalten zu wollen, nur davor will ich warnen, ihren Worten zu vertrauen und auf die Aussage eines solchen Geschöpfes hin andere Personen zu beunruhigen."

Dem stimmten Alle bei, und nun verließ Dürer mit Georg die Andern, um seine Knechte zu beordern.

III.

Ein Fischfang.

Der Propst Kreß, Bürgermeister Gender und Martin Löffelholz kamen in heiterer Weinlaune von einer Gasterei, und da der Abend so schön war, machten sie mit einander einen kleinen Umweg an den Ufern der Pegnitz. Am westlichen Horizont verklimmte eben der letzte Streifen des Abendrothes. Im blauen Halbdunkel des Himmels begann ein Sternlein nach dem andern zu flimmern und da und dort schwam eines auf den grünen Wellen des Flusses, der sich zum Spiegel bot. Berauschende Düfte strömten aus blühenden Lindenbäumen und stritten mit denen, die dem aufgeschichteten halbgetrockneten Heu entqollen. Ein unermüdlicher Finke sang noch ein Abendlied und die Heimchen im Grase zirpten so laut dazu, als wollten sie es auch einmal aufnehmen mit einem gefiederten Sänger. Der Nachtthau senkte sich sanft

hernieder und rings umher herrschte ein harmonisches Flüstern und Duften. Es war einer jener Abende, in denen die schöne Gotteswelt nur Frieden und Liebe zu athmen scheint.

So keusch und heilig ist solch' ein Abend in der freien Natur, daß er fast schon verdorben wird, wenn halb berauschte Männer achtlos für ihre Umgebung dahinwandeln, mit der Zunge schnalzend, als prüften sie noch einmal den Wohlgeschmack der im Uebermaß genossenen Speisen und in derben Späßen einander überbietend.

Die Fischer am Ufer, die eben ihr letztes Netz zusammenzogen, waren auch ein wenig ärgerlich darüber, freilich in einem andern Sinne, sie wünschten Ruhe um ihres Fanges willen und ihr hinterlistiges Handwerk, die lustig spielenden Fischlein zu berücken, paßte auch nicht zu dem Frieden in der Natur.

Nur der Mensch mußte die Unruhe und den Unfrieden in solch' heilige Stille bringen.

Aber jetzt zogen die Fischer schwer an ihrem Netz so hatten sie doch noch mit einem reichen Zug das Geschäft dieses Abends beschlossen und die lauten Spaziergänger hatten die stummen Fische nicht verscheucht.

Schwer und schwerer zogen die Fischer an ihrem Netze und wie sie es jetzt an's Ufer gebracht hatten und den Fang schon mit den Augen prüften, da zappelte und hüpfte es nicht darin wie gewöhnlich, nur wenige Fische hingen in den Maschen — am Boden ruhte eine kleine Kinderleiche.

Die Flüche und Ausrufe der Fischer, ihre Geberden, in denen sich zugleich Aerger wie Entsetzen aussprach, lockten die Vorübergehenden herbei.

Die Fischer nahmen ehrerbietig ihre Mützen ab und der eine sagte:

„Das ist noch ein Glück für uns bei allem Unglück, das wir gerade Zeugen haben bei unserem Fang, und zwar gerade ein paar Rathspersonen — da sind wir doch aller Verantwortung ledig und der hochedle Rath hat sie allein“ — er sah dabei besonders Löffelholz an, der sich verfärbte und unwillkürlich einige Schritte zurücktrat.

„Armes kleines Würmchen!“ sagte der Propst mitleidig, — „ach, es ist gewiß wieder ein Kind der Sünde.“

Der eine Fischer hatte eben eine Bemerkung hierzu auf der Zunge, die er nur unterdrückte, weil er sich besann, daß Herr Kreß ja auch dem geistlichen Stande angehörte.

Löffelholz aber blinzelte ihm hinter dessen Rücken zu, als wolle er die halbangedeutete Bemerkung bestätigen.

„Es kann noch nicht lange im Wasser gelegen haben“, sagte Bürgermeister Geuder, „vielleicht nur einige Stunden, es ist ja noch ganz unversehrt, länger ist es wohl auch nicht todt — jedenfalls ist es ein neugebornes Kind, das auf diese Weise hätte beseitigt werden sollen und es muß auf einen Kindesmord geschlossen werden — habt Ihr nichts Verdächtiges bemerkt, kein Frauenzimmer am Ufer gesehen?“

Die Fischer verneinten. — Löffelholz athmete erleichtert auf, dann aber schon wieder weniger, als einer der Fischer sagte:

„Da müsset Ihr wohl weiter oben nachforschen, denn ein Körper, der nicht schwerer ist als der, sinkt nicht gleich unter, sondern schwimmt langsam weiter, — uns ist er wahrscheinlich in das ausgeworfene Netz geschwommen.“

„Ihr habt recht“, sagte Löffelholz mit Eifer, dieser Ansicht beipflichtend, „wahrscheinlich ist es gar kein Nürnberger Kind und man wird sich vergeblich bemühen die Thäterin zu ermitteln.“

„Das nun wieder nicht“, sagte der Fischer, dem seine in der Natur gesammelten Erfahrungen mehr

Wissen von den Naturgesetzen und Vorgängen verschafft hatten als dem gelehrten Herrn da die Erfahrung, „so schnell geht es wieder mit dem Schwimmen nicht, da die Pegnitz jetzt gerade gar langsam fließt, es kann auch sein, daß es hie und da von den Weiden aufgehalten worden. Nürnberg wird das Kind wohl auf seine Rechnung nehmen müssen.“

Löffelholz machte ein verdrießliches Gesicht und sagte zu dem Bürgermeister:

„Die Sache ist doch nicht der Rede werth, uns hierbei aufzuhalten und uns um den schönen Abend zu bringen.“

„Herr Löffelholz“, mahnte jetzt Martin Geuder, indem er sich mit Würde aufrichtete, im Bewußtsein, das Wohl der ganzen Stadt auf seinen gravitätischen Schultern zu tragen, und zugleich eingedenk der Pflicht vorerst Bürgermeister und dann erst Mensch und Gesellschafter zu sein, selbst den Rausch so weit überwand, daß davon eben nichts weiter zurückblieb, als ein erhöhter Trieb zum Handeln und eben zu zeigen mit welcher Gewissenhaftigkeit er bereit sei, in jedem Moment seines Amtes zu warten: „Herr Löffelholz, von mir hat noch niemals Jemand sagen können, daß ich mir eine Pflicht vom Halse schaffte oder vernachlässigte, weil sie nicht zu gelegener Zeit von

mir gefordert wurde, und gerade darum werde ich Alles aufbieten, die Rabenmutter dieses Kindes zu entdecken und auch den Rabenvater, der sie vielleicht zu dieser verruchten That getrieben."

Das vom Wein schon geröthete Gesicht des Rathsherrn flammte jetzt trotzdem noch in einem höheren Roth — er wollte etwas sagen und doch auch wieder verschlucken, man sah es ihm an, daß er Empfindungen hatte, welche ihm die Kehle zuschnürten — endlich sagte er mit erzwungenem Lächeln: „So viel Eifer wäre einer bessern Sache werth, dergleichen kommt ja fast täglich vor."

„Ihr übertreibt — tagtäglich", fiel ihm der Propst in's Wort, „ein solches Sodom ist unser Nürnberg denn doch noch nicht."

„Nun, so will ich sagen allwöchentlich, oder allmonatlich, es verschlägt nicht viel — aber welche Maßregeln gedenkt Ihr nun zu ergreifen, Herr Bürgermeister?" fragte Löffelholz und nahm nun selbst eine dienstfertige Miene an.

„Ihr lieben Leute", wandte sich Geuder jetzt zu den Fischern, von denen sich der eine mit seinen Fischen beschäftigt hatte, während der andere der Herren lauschte und überlegte, daß, wenn er dem Rath jetzt irgend einen Dienst erweisen könne, der traurige Fang, den

er gethan, am Ende doch nicht so übel für ihn wäre: „Wollte nicht einer von Euch dies corpus delicti da in die Stadtvogtei tragen, wohin wir folgen, um dort das Gutachten des Stadtbaders zu vernehmen — dabei fragt aber oder forscht Beide am Ufer unter den andern Fischern und Bewohnern, ob sie nicht Jemand gesehen, der diese Unthat verübt haben könnte, und was Ihr höret, das hinterbringt noch heute oder morgen in der Frühe uns in das Rathhaus, es soll Euer Schade nicht sein."

Der Fischer wickelte das Kind in einen Sack, den er mit bei der Hand hatte und schlug den Weg nach der Stadt ein, auf dem die drei Herren folgten. Aber nach einigen Schritten stand Löffelholz still und sagte: „Wollt' Ihr denn wirklich gleich einer Leichenbegleitung so hinterdrein ziehen? Der Geistliche bei einem ungetauften Kinde und zwei Rathsherren — es ist ein stattliches Gefolge!"

„Spottet nur", entgegnete der Bürgermeister, „ich thue, was meines Amtes ist."

War Löffelholz noch nicht ernüchtert? war er noch trunken? — Er schritt jetzt schweigsam weiter, aber zuweilen war es, als ob seine Kniee gewankt hätten.

Inzwischen war der zurückgebliebene Fischer auf

einem andern Wege die Pegnitz entlang zu seinen Kameraden geeilt, um zu erzählen, zu fragen, zu forschen, vielleicht einen Preis zu verdienen durch die Entdeckung eines Verbrechens — aber auch außerdem schon vor Begierde brennend, etwas Neues, Ungewöhnliches, das er erlebt, weiter zu verbreiten.

So kam er denn auch in die Nähe der Hütte, in der vorhin Gerhaus Aufnahme gefunden. Unweit davon spülte die Frau noch Wäsche im Fluß. Schon war es ziemlich dunkel geworden.

„Ihr seid noch fleißig?" leitete der Fischer seine Unterhaltung ein — „ist Euer Mann schon schlafen?"

Ein mürrisches „Nein!" war die einzige Antwort.

Der Fischer ließ es sich nicht verdrießen weiter zu fragen, um endlich seine schauderhafte Historie zu erzählen — er that es nicht ohne Behagen — es war doch einmal ein ungewöhnliches Ereigniß.

„Jesus Maria!" rief die Frau und ließ unvermerkt vor Schrecken ein Stück Wäsche aus ihren Händen schlüpfen, das nun die Wellen entführten — „hab' ich es nicht gleich gesagt! Und so Gräßliches muß mir geschehen! Hab' ich's der frechen Dirne doch gleich angesehen — nun soll mein Mann nur noch einmal

kommen und mir nicht recht geben, oder nicht wollen, wie ich will!" Mit den Fäusten nach der Hütte zugewendet, begleitete sie diese Drohung, so daß die Geberde noch deutlicher sprach als die Worte. Doch auch daran ließ sie es nicht fehlen und, um ihrem nun gerechtfertigten Unwillen freien Lauf zu lassen, erzählte sie, daß Gerhaus Stroch, die Tochter „des gesalzenen Fischer", von einem jungen Menschen lebendig aus dem Wasser gezogen worden sei, und daß der Fischer, der Mann der Erzählerin, ihr Obdach bis auf die Nacht gewährt habe — nun sei es klar, daß sie ihr Kind der Schande ertränkt und auch sich selbst habe ein Leid anthun wollen — und in diese Erzählung waren unzählige Schimpfworte verwoben für Gerhaus wie für die Männer überhaupt, und die Rohheit, mit der sie sich dabei aussprach, zeigte weniger Schauder über das begangene Verbrechen, als von dem Triumph, recht gehabt zu haben.

In solcher Wuth stürzte sie in die Hütte, mit solcher Wuth und solchen Schimpfworten drang sie auf Gerhaus ein, die qualvoll in heißen Fieberphantasien auf ihrem Lager sich wälzte.

Jetzt war auch die Barmherzigkeit des Fischers zu Ende, der bisher die Unglückliche beschützt hatte — die Erzählung seines Kameraden mit dem zusammen-

gestellt, was er schon selbst gehört und erlebt hatte, machte es nur allzu wahrscheinlich, daß Gerhaus eine Kindesmörderin war. Sie selbst stand keine Rede, sie suchte nur vergeblich sich aufzuraffen, um zu fliehen, dann rang sie die Hände, schüttelte ihr schwarzes aufgelöstes, noch nasses Haar, daß es in dichten Strähnen ihr leichenhaftes Gesicht überfloß, ihr Kopf fiel hinten über und die dunklen Augen drehten sich unheimlich im Kreise.

„Nun will ich es dem Rath melden", sagte der Fischer, der diese Aufklärung gebracht hatte, und sein Gesicht leuchtete vor innerm Vergnügen, sich eines solchen Auftrages entledigen zu können. „So lange, bis ich mit ein paar Stadtknechten zurückkehre, müßt ihr die Dirne schon noch beherbergen."

Aber das Fischerweib wollte die Hütte keine Minute länger von einer solchen Verbrecherin verunehren lassen, sie spie sie an, trat sie mit Füßen und wollte sie von ihrem Lager emporreißen und zur Thüre hinausschleudern. — Die Männer hatten Mühe, dies Beginnen zu hindern — nicht durch Worte des Mitleids für eine so große und darum um so bejammernswürdigere Sünderin war dies zu ermöglichen, noch ward es auch nur versucht, sondern allein durch die Vorstellung, daß, wenn sie am Ende unter diesen Mißhand-

lungen ihren Geist aufgebe, der Gerechtigkeitspflege ein Opfer entgehe und man um das Schauspiel komme, eine Kindesmörderin richten zu sehen. Hauptsächlich aber leuchtete der Frau ein, daß man Gerhaus einstweilen in der Hütte, bis die Stadtknechte kämen, darum behalten müsse, um — nicht etwa Barmherzigkeit zu üben, daß sie draußen sterben könne, oder aus Besorgniß, daß sie entfliehe, denn um weit zu kommen war sie doch zu schwach, sondern um ihre Aufnahme in der Hütte nicht als etwas, das Unehre bringe, sondern vielmehr als Verdienst erscheinen zu lassen. Man hatte ein Verbrechen entdeckt und die Verbrecherin festgehalten — das war eine Heldenthat, die jedenfalls auch ihren Lohn finden mußte. Damit konnte man sich wichtig machen und die Sache erhielt auf diese Weise ein ganz verändertes Ansehen.

„Der junge Bursche, der die Dirne so höchst überflüssiger Weise aus dem Wasser zog“, sagte die Fischersfrau, „mag nun doch wohl dahinter gekommen sein, was für eine saubere Person er gerettet und wird sich nicht wieder um sie herbemühen, es sei denn mit den Stadtknechten — nun, und käme es anders, so will ich ihm schon die Wege weisen, daß er Reißaus nimmt — oder besser, wir halten ihn fest und lassen ihn mit ihr beistecken.“

Etwa eine halbe Stunde verging, Gerhaus lag stumm und regungslos, gleich einer Todten, nur an den schweren Athemzügen, die sie zuweilen that, war zu bemerken, daß sie noch lebte.

Der eine Fischer war zur Stadt gegangen, der andere schnarchte in einem Winkel der Hütte, nur die Frau ging draußen aufgeregt hin und her und spähte immer, ob nicht bald noch Jemand, dem sie ihre schaudervolle Mähr' erzählen könnte, oder noch besser, ob sie nicht die Stadtknechte erspähe, die sie von dem überlästigen Besuch befreien sollten; sobald sie deren Kommen nur von fern bemerkte, wollte sie hinein, um Gerhaus das sie ereilende Geschick zu verkünden und sich an der Verzweiflung und dem Entsetzen ihres Opfers im Voraus zu weiden.

Jetzt knirschten gewichtige Tritte auf dem Sande — diesmal täuschte sie sich nicht wie schon manchmal, wo sie die rauschenden Weiden für menschliche Gestalten nahm, jetzt tauchten wirklich Männer darüber empor — drei Personen konnte sie unterscheiden. „Sie kommen!“ rief sie triumphirend, zur Hütte gewendet. Aber noch einmal schaute sie hin — diese Männer hatten eine Trage mit sich — das waren die Stadtknechte nicht, so glimpflich behandelten die keines ihrer Opfer, und wäre es eine Sterbende gewesen — die

würden nur Stricke mitbringen, sie zu binden und sie damit fortzuschleifen, falls sie nicht Kraft haben sollte zu gehen.

Jetzt erkannte sie den Retter von vorhin. Sie eilte zur Hütte, stellte sich vor die Thür, stemmte die Arme in die Seiten und stand hier wie ein trotziger Feldherr, bereit — jeden Angriff zu erwarten und zurück zu werfen.

Vorerst aber wollte sie eine Zungenschlacht liefern; als Georg Glockendon sich ihr näherte und sagte: „Da sind wir, die Unglückliche in ein Siechhaus zu bringen," schlug sie ein gellendes Gelächter auf, ergoß sich in neuen Schimpfreden, fragte Georg höhnisch, warum er denn sein Werk nur halb gethan und nicht auch den Balg mit gerettet und ob er denn auch eine Kindesmörderin beschützen wolle? Und mit einer Gemeinheit immer die andere überbietend, setzte sie Fragen und Erzählen fort.

Vergeblich wäre es gewesen, hätte Georg diese Suade unterbrechen wollen — er war auch viel zu bestürzt es zu thun — er hatte Gerhaus wohl als leichtfertig gekannt, er hätte jetzt annehmen können, daß sie noch tiefer gesunken und daß die Verzweiflung sie angetrieben, den Tod zu suchen — das Grauen vor der Selbstmörderin, das seiner Zeit gemäß war,

konnte er überwinden — aber das vor einer Mörderin lähmte auch seine helfende Hand — ihn machte das Entsetzen stumm — seinen Begleitern entlockte es Flüche und der Eine von ihnen überhäufte Georg mit Vorwürfen, daß er ihn zu einem solchen Gang verleitete.

Das Fischerweib triumphirte.

Endlich sagte Georg: „Wenn es ist, wie Ihr berichtet, so kann es weder diesen ehrsamen Leuten noch mir selbst einfallen, hier etwas ohne das Vorwissen einer hohen Obrigkeit zu thun — indeß kann ich aber nicht wissen, ob Eure Erzählung wahr ist, da Ihr schon diesen Nachmittag denselben Widerwillen gegen das Frauenzimmer kund gabt, ohne daß ihn Euer Mann noch sonst Jemand getheilt hätte."

„Weil mein Mann von schweren Begriffen ist — oder vielmehr, weil alle Männer den liederlichen Dirnen die Partei nehmen."

„Laßt mich sie nur selbst sehen und sprechen!" verlangte Georg, „wer weiß denn sonst, ob sie noch drinnen ist?"

„Davon könnt Ihr Euch überzeugen!" sagte der Fischer, der indeß über das Lärmen erwacht war und seine Frau an der Thür auf die Seite schob.

Gerhaus hatte das Gespräch draußen zum Theil

gehört, sie hob ihre Hand gegen Georg und sagte, ihre matte Stimme so laut sie konnte erhebend: „Ihr könnt mich jetzt nicht retten — und Ihr wollt' es auch nicht mehr."

„Gerhaus!" versetzte Georg, „wenn es wahr ist, was diese Leute behaupten —"

„So habt Ihr kein Recht mich zu verdammen!" rief sie, „oder soll ich Euch danken, daß Ihr mich dem ewigen barmherzigen Richter, zu dem ich mich und mein Kind flüchten wollte, entzoget, um mich den barbarischen irdischen Richtern und ihren Henkersknechten zu überliefern? Man wird mir die gräßlichsten Martern bereiten und sie werden über Euch kommen, Ihr werdet nicht mein Retter sein, wie Ihr Euch einbilden möchtet, sondern mein Henker. Das ist der Dank, den Ihr mir gelobtet."

Georg schlug die Augen nieder und sagte traurig: „Was kann ich dafür — ich that nur meine Pflicht — und dann hätte ich beinahe um Euretwillen meine Pflicht übertreten."

„Ihr könnt mir noch helfen, ohne das zu thun!" rief sie, „Ihr habt da einen Degen an Eurer Seite unterm Mantel verborgen, stoßt mich damit nieder!"

„Nimmermehr!"

„Nun denn — waret Ihr bei der Schultheißentochter?"

„Nein!"

Gerhaus wendete sich wie in Erbitterung ab.

„Mein Meister widerrieth es mir."

Gerhaus stieß einen Schrei aus. „Ihm sagtet Ihr!" jetzt erst war sie in ihrer Schande vernichtet, seit sie Dürer bekannt geworden.

„Er gab mir diese Leute mit, Euch zu helfen —"

Und nun wieder ein Schrei der seligsten Freude aus der geängstigten Brust einer Unseligen — eine Pause trat ein — dann aber schüttelte sie den Kopf — sie fühlte sich zu verworfen, die Barmherzigkeit dieses einzigen Heiligen anzurufen, an den sie wirklich aus tiefster Seele glaubte — die Verbrecherin konnte nur noch einen Versuch mit einem Verbrecher wagen, nicht durch Bitten und Beichten, sondern durch Drohung eines Verrathes.

„Ihr könnt etwas für mich thun — geht zu ihm — bei dem ich zuletzt war und sagt ihm, daß ich schweigen will über Alles, wenn er mir hilft, daß ich loskomme — er kann es."

Sie sprach das so leise, daß nur Georg, der sich ihr nahe gebeugt, es hören konnte.

„Ich will es versuchen," antwortete er erweicht.

„Eure Hand darauf.“

Er zog sie nur weiter von ihr fort — seine reine Hand sollte die Berührung einer Mörderin nicht besudeln.

Gerhaus sank vernichtet zurück.

Georg ging schweigend.

Nicht lange, so kam der Fischer mit den Stadtknechten.

„Sie hat es schon gestanden!“ sagte das Fischerweib triumphirend, „wir haben sie schon zum Geständniß gebracht!“

„So hat man nicht erst nöthig sie durch die Folter in der Güte zu befragen,“ meinte der eine Stadtknecht.

Der Fischerfrau war ein Theil ihrer Freude vergällt — hätte sie gewußt, daß Gerhaus nach eingestandener That die Tortur erspart würde, so hätte sie nie diese Aeußerung gethan.

IV.

Stiefmutter und Stieftochter.

Der Schultheiß war in einer auswärtigen Expedition verreist.

Anna lag bereits in den Armen des Schlafes, des einzigen Freundes, der ihrem zermarterten Herzen Ruhe brachte.

Die Dienerschaft hatte sich die Abwesenheit des Hausherrn zu Nutzen gemacht und war auch zeitig zur Ruhe gegangen — in dem ganzen großen Hause waren alle Fenster dunkel bis auf zwei, je eines im ersten und zweiten Stock — im ersteren brannte die helle Lampe Isolden's, im letzteren die trübe Nachtlampe der Schultheißin, die sich, namentlich wenn sie allein war, fürchtete im Finstern zu schlafen.

Isolde wachte noch über einem Paket Briefe und Dokumente, welche ihr diesen Nachmittag ein fremder, zerlumpter Knabe übergeben hatte. Auf ihre Fragen

woher? und an wen? (denn das wohlversiegelte Paket hatte keine Adresse) war nur seine schnelle Antwort gewesen, daß es ihm ein Frauenzimmer für Fräulein Isolde von Weichsdorf gegeben, und daß sie schon das Uebrige darin lesen würde — und damit war der Knabe verschwunden.

Natürlich öffnete Isolde, die allein war, das geheimnißvolle Paket.

Der Name Adelgunde Ebener als Unterschrift mußte zuerst ihr in die Augen fallen — aber das Datum war zwanzig Jahre früher. Die Blätter auch ziemlich schwer leserlich — vergilbte Tinte auf vergrautem Papier — sie las einen Brief — er war an Martin Löffelholz gerichtet und klagte ihn an sie verführt und dann das Kind in Hände gegeben zu haben, denen sie es nimmer anvertraut hätte.

Was war das?

Ein Moment der Versuchung für Isolde — wenn sie weiter las, wenn sie irgend ein verbrecherisches Geheimniß entdeckte — schon hätte sie die Beweise desselben in Händen — sie konnte damit vor den Rath, noch mehr, sie konnte damit vor den Vater treten, ihre einzige Feindin, die verhaßte Stiefmutter, die Störerin einer schönen Häuslichkeit für immer daraus verbannen, vernichten! Wie streng hielt der Schul-

theiß auf Ritterehre und bürgerliche Tugend zugleich, wie wenig liebte er schon noch jetzt ein Weib, das ihn und ihre Umgebung nur quälte und in dem er sich so arg getäuscht! würde, mußte er sie nicht verstoßen? war dann nicht das ganze Haus befreit von einem Geschöpf, das seinen Mitmenschen jede heitere Stunde vergiftete?

Aber um welchen Preis! Bei seinen Begriffen von Ehre ertrug der Schultheiß eine solche Beschimpfung seines Namens nicht — er würde keinen Frieden finden, sondern an der offenbar werdenden Schmach zu Grunde gehen. Von zwei Uebeln werde ihm immer noch das kleiner erscheinen, das ihn zu einem gequälten, als das ihn zu einem betrogenen Gatten mache — nie sollte er erfahren, was einmal so lange Geheimniß geblieben, nie die Welt!

Aber was sollten diese Papiere ihr? Sie betrafen fast alle Löffelholz, und Isolde suchte vergeblich darin nach irgend einem an sie oder jemand Andern gerichtetem Blatt neueren Datums, das über den Zweck dieser Sendung Aufschluß geben konnte. Hier mußte ein Irrthum obwalten — wahrscheinlich war diese Sendung nicht für sie, sondern für die Schultheißin bestimmt — ein Kind konnte ja so leicht sich irren —

Isolden's Entschluß war gefaßt — sie wollte die

Ehre des Hauses retten, wenn es möglich war — auch Anna sollte Nichts erfahren.

So ging Isolde erst am späten Abend die Treppe hinab — keine Thür war im ersten Stock verschlossen — sie pochte an der letzten, die in das elterliche Schlafzimmer führte.

Ein mürrisches: „Was gibt's?" antwortete drinnen — die Schultheißin glaubte, es sei eine Dienerin, die noch irgend etwas zu sagen oder zu bringen habe.

Isolde öffnete.

Die Schultheißin fuhr im Bette zusammen und starrte die Eintretende an, als sehe sie ein Gespenst — so schwebenden Schrittes auch trat Isolde ein und näherte sich dem breiten Lager, das an drei Seiten frei stand und an jeder Längenseite ein kleiner Nachttisch und ein Sessel. Sie kam so schwebenden und langsam zögernden Trittes, daß die Schultheißin, die eben schon im ersten Schlaf gewesen, sich vergeblich zu besinnen suchte, ob sie wache oder träume.

„Verzeiht, daß ich Euch störe," sagte Isolde, „man übergab mir diese Papiere; da ich ihren Inhalt aber nicht für mich bestimmt halten kann und er Euch näher anzugehen scheint, so bringe ich sie nun Euch, und ich glaube selbst, daß es Euch lieb ist, sie in einer ungestörten Stunde zu empfangen."

Noch immer ohne ein Wort zu sagen und zu begreifen riß ihr die Schultheißin mit einer verächtlichen und ärgerlichen Geberde das Päkchen aus der Hand und sagte endlich: „Es ist gut!“ wie um anzudeuten, daß sich die Ueberbringerin entfernen könne.

Diese aber trat nur einige Schritte zurück und sagte dann: „Es wird besser sein ich bleibe, da wir einander vielleicht noch einige Erklärungen zu geben haben, wenn Ihr einen Blick in diese Schriftstücke gethan habt. Hätte ich sie andern Händen anvertrauen wollen, so würde ich weder selbst noch in dieser Stunde zu Euch gekommen sein!“

Die Schultheißin hatte das Päkchen geöffnet: „Jesus Maria! Was ist das?“ rief sie und ward todtenblaß, „ich kann Nichts erkennen, es ist zu dunkel!“

„Ich will Euch leuchten!“ sagte Isolde und trat wieder näher mit ihrer Lampe in der Hand.

Vielleicht erschien sie der Stiefmutter wie eine Nemesis, die eine schreckliche Fackel schwingt, ihr Opfer zu beleuchten oder zu verbrennen — sie machte wieder eine abwehrende Bewegung voll Entsetzen — endlich raffte sie sich zusammen und schrie in ihrem gewohnten scharfen Ton: „Durch welche Ränke kommt ihr zu diesen Papieren? welche Teufeleien habt Ihr begangen, um das zu erreichen?“

„Haltet ein!“ unterbrach sie Isolde mit gewohnter Würde. „Es steht Euch niemals an, aber jetzt am wenigsten, eine solche Sprache gegen mich zu führen — ich werde Euch Rede stehen und dann werdet Ihr es mir auch thun!“ und einfach der Wahrheit gemäß berichtete sie, wie sie diese Briefe erhalten und fügte hinzu: „Nur zweierlei ist möglich, entweder Herr Löffelholz wollte sie Euch zurücksenden und wählte einen ungeschickten Boten, der sie, statt der Gemalin, der Tochter des Schultheißen brachte — obwohl er ausdrücklich noch meinen Vornamen nannte, oder irgend ein Euch feindlich gesinntes Wesen raubte sie ihm und sandte sie mir, um Eure Schande offenbar zu machen — daß es Herr Löffelholz selbst that, ist nicht anzunehmen — er haßt mich nicht weniger, als wie ich ihn verachte.“

Halb besinnungslos blätterte die Schultheißin in den Papieren — einige allerdings hatten gar keinen Bezug auf sie, es waren Liebesbriefe anderer Frauen — Berichte über sie und ihr Ergehen von Männerhand — dann aber auch solche von und über Adelgunde und jener Brief neueren Datums ohne Unterschrift, den sich Gerhaus von Georg hatte entziffern lassen und in dem von dem Sohn die Rede war, der in Nürnberg als Predigermönch lebe.

Und dies Alles wußte Isolde! aber noch wußte es der Schultheiß nicht — er war ja verreist — erst wenn er zurückkam, würde er es erfahren — wenn Isolde geschwiegen bis jetzt — vielleicht um ihr Schweigen der Schultheißin für irgend einen vortheilhaften Preis zu verkaufen — wenn sie geschwiegen und sie könnte jetzt für immer verstummen — im Nebengemach stand der Gewehrschrank des Schultheißen, seine Frau war sich ihrer körperlichen Stärke bewußt — sie war ja allein mit ihr — —

So kreisten die wildesten Gedanken im Hirn der verzweiflungsvollen Frau — sie sprang aus dem Bette auf Isolde zu: „Steht Rede, wem habt Ihr dies Paket gezeigt?"

„Niemanden!"

„Kein einziges dieser Papiere?"

„Kein einziges!"

„Könnt Ihr das beschwören?"

„Ich kann es!"

Die Schultheißin riß ein Kruzifix von der Wand und hielt es Isolden hin: „Beschwört es darauf!"

„Mein Wort sollte Euch genügen, aber ich will Euch auch diesen Beweis geben!" sagte Isolde und legte ihre Finger auf das Kreuz.

Die Schultheißin athmete auf — aber das war

ja nur eine Gnadenfrist — dieser Schwur galt nur der Vergangenheit, nicht der Zukunft — aber als sie überlegte, wie und womit sie auch diesen Schwur erkaufen könne, begriff sie doch die Handlungsweise ihrer Stieftochter nicht, die zwar immer offen, aber auch immer klug gewesen war und hatte sie eine Uebereilung begangen, so war es eine, welche die Schwärmerei ihres Herzens veranlaßt hatte — davon konnte aber jetzt nicht die Rede sein, und so meinte jene, handle Isolde in diesem Augenblick äußerst dumm, daß sie diese Dokumente in Adelgunden's Hände gab, eine Bewegung der Hand bis zum Licht — und sie waren vernichtet, die Beweise ihrer Schuld fehlten und schon hoffte sie wieder durch neue Lügen ihre Anklägerin vernichten zu können, wenn diese keine schriftlichen Beweise hatte — sie hätte sie ihr zeigen mögen, sie damit zu schrecken, aber nicht sie in ihre Hände legen.

Schon näherte die Schultheißin die Papiere der Flamme.

Isolde rührte keine Hand: „Ich glaube es ist das Beste was Ihr thun könnt," sagte sie, „auf diese Weise vernichtet ihr hoffentlich das letzte Band, das an diesen schlechten Menschen Euch knüpft, denn ich will glauben, daß Ihr nur darum noch Euch nicht

ganz von ihm habt frei machen können, weil er Euch gedroht hat durch diese Papiere Eure Schuld zu beweisen — daß dies der Preis war, um den Ihr einst ihm selbst Anna verkaufen wolltet."

Adelgunde zog ihre Hand vom Lichte zurück — gab die Feindin selbst diesen Rath, so konnte es nur eine Falle sein. — „Und mit welchem Preis soll ich Euer Schweigen erkaufen?" fragte sie — und die Stimme, die erst fast höhnend begonnen, zitterte doch am Ende.

„Mit dem Eurer Besserung," antwortete Isolde fest. „Fern sei es von mir durch eine Anklage bei dem Vater ihm einen Schimpf zu bereiten, der ihm doch besser erspart bleibt — wie ich ihn kenne, würde ein solcher ihn härter berühren als jedes andere Unglück — Ihr habt ihn so lange betrogen durch eine verheimlichte Schmach — er wird nicht glücklicher dadurch, wenn er sie erfährt — erfährt er sie niemals, so existirt sie für ihn nicht — und so seht Ihr, ich komme zu Euch — als Eure Bundesgenossin —"

„Isolde!" rief Adelgunde voll Staunen — und wenigstens die Mordgedanken waren dahin — „redet Ihr im Ernst?"

„Habe ich jemals mit Euch gescherzt?" fragte

Isolde ziemlich stolz, „und würde ich es jetzt thun — und hier! Ist es nur ein Fehltritt Eurer Jugend, den dem Vater, da er um Euch warb, nicht gestanden zu haben Euer hauptsächlichstes Verbrechen ist — ich bin nicht Richterin über Euch — ich richte Euch, die Schuldige, nicht mit einem Schimpf wie Ihr Elisabeth, die Unschuldige, so oft zu richten versuchtet — ich ziehe Euch nicht zur Verantwortung, ich fordere keine Beichte von Euch — aber ich fordere, daß Ihr Eures Vergehens eingedenk seid und bleibt, daß ihr das Unrecht, das Ihr an unserem ganzen Haus begangen, wenigstens dadurch zu sühnen sucht, daß Ihr seinen Frieden erhaltet, während Ihr bisher nur darauf bedacht waret, ihn zu stören. Ich weiß es, daß Ihr mich haßt und ich leugne nicht, daß ich Euch nie geliebt habe, von dem Augenblick an, da Ihr unser Haus betratet — ich sah einen Eindringling in Euch, ich sah den Platz, den meine theure Mutter leer gelassen, durch Euch entweiht — nicht erst der Beweis, den ich heute empfing, brauchte mein Vorgefühl zu bestätigen, doch vielleicht bedurfte es seiner, daß ich offen mit Euch rede. Mich aber lernt Ihr vielleicht heute zum ersten Male kennen. Ihr seht, daß ich nicht Euch Böses will, sondern allein die Ehre und den Frieden unseres Hauses. Welche Gesinnungen ich auch immer

für Euch hegen mochte — diese, ich weiß es, hab' ich nie verletzt — und so geht hin und thut deßgleichen."

Adelgunde war vernichtet auf ihr Bett zurückgetaumelt — die Großmuth einer Feindin — das hatte sie noch nicht erlebt — verstreut lagen die Papiere am Boden, die ihren Händen entfallen waren.

„Es ist herrenloses Eigenthum," sagte Isolde, „und damit es Herr Löffelholz nicht zu Schaden Anderer verwende, ist es besser wir vernichten es, da es einmal auf so unerklärte Weise in unsere Hände gekommen" — sie zündete die Papiere an der Lampe an und warf sie in den Kamin.

Wohl dachte Isolde daran, diese Sendung könne von Gerhaus kommen, da ihr dieselbe schon vor ein paar Monaten am Frühlingsfest angeboten, ihr ein Geheimniß mitzutheilen, das ihre Stiefmutter verderben möge — sie hatte sie zwar zurückgewiesen — aber sie wußte, daß Gerhaus ein zudringliches Geschöpf war und konnte annehmen, daß sie den Dank für einen solchen Dienst nach ihrer Anschauung sich ihrer Zeit schon holen werde.

„Gute Nacht!" sagte sie zu der verstummten Adelgunde und wendete sich, um zu gehen.

— Jetzt stürzte diese zu ihren Füßen nieder: „Wer-

det Ihr wirklich schweigen?“ rief sie, noch immer ungläubig.

„Ich redete aufrichtig mit Euch — Ihr könnt mir glauben — nicht aus Liebe oder Achtung für Euch will ich schweigen, sondern aus Liebe und Achtung für meinen Vater.“

In diesem Augenblick scholl von der Straße herauf der Ruf: „Kindesmörderin!“ Flüche und Hohngelächter verworrener Stimmen folgten.

Wie eine Rasende fuhr Adelgunde empor — „das ist deine Großmuth! Schlange!“ rief sie und stieß Isolden von sich — diese öffnete das Fenster.

Eine wüste Menge zog unten vorbei — in der Dunkelheit war Nichts erkennbar — jetzt hörte man auch den Namen „Herr Martin Löffelholz.“

Ein Verzweiflungsschrei Adelgunden's — „lebendig sollen sie mich nicht haben!“ rief sie und stürzte in das Nebengemach.

Wie Isolde mit Licht ihr folgte, hatte Adelgunde schon aus dem wohlbekannten Waffenschrank einen Dolch genommen und stieß sich ihn jetzt in die Brust, ehe es Isolde verhindern konnte — wie sie mit der Lampe in der Hand auf sie zustürzte, war es nur, als habe sie ihr geleuchtet zu der gräuelvollen That.

Blutend fiel Adelgunde in Isolden's Arme —

diese klingelte, rief — es kamen Diener und Dienerinnen — auch Anna kam.

Isolde bei der Stiefmutter und um diese Zeit — das war ja noch niemals dagewesen — die Schultheißin blutete, aber sie lebte noch — noch stand Isolden's Fuß auf dem blutigen Dolch — eine Mörderin oder eine Selbstmörderin — es war Eines so schrecklich wie das Andere — auch der Brandgeruch fiel auf, der aus dem Kamine kam — noch glimmte darin die Lohe des alten Papieres.

„Sie packen mich, sie schleppen mich fort — zur Tortur!" ächzte die Schultheißin, als eine Dienerin und Anna sie wieder hinaus auf ihr Bett trugen.

„Was ging unten vor?" fragte Isolde, nachdem sie vorerst eine Dienerin nach dem Bader gesendet.

„Man brachte eine Kindesmörderin ein, die Gerhaus Storch," war die Antwort, „die Tochter des „gesalzenen Fischers", sie ist bei Herrn Martin Löffelholz im Dienst gewesen."

„Werdet Ihr mich verrathen? Isolde!" flüsterte die Schultheißin, „gebt mich nicht der Schande preis."

„Niemals!" betheuerte Isolde. „Ich hatte hier noch etwas abzugeben," berichtete sie zu Anna und der Dienerschaft gewendet, „und weil Frau von Weichsdorf allein war, schlief sie mit dem Dolch in der

Hand — der Lärm auf der Gasse erschreckte sie, sie wollte schnell dahin eilen, stieß an einen Stuhl, fiel, und fiel in den Dolch."

„So ist es!" bestätigte die Schultheißin.

Sehr wahrscheinlich klang nun diese Erklärung zwar nicht — indeß war sie ja von Beiden vereint gegeben — ein Mordanfall konnte ja doch nicht geschehen sein — auch hätte ihn ja Niemand Isolden zugetraut und eben so wenig der Schultheißin einen Selbstmord — es war ja kein Grund dazu vorhanden — man mußte also schon das schnell ersonnene Mährlein glauben.

Auch der Bader kam in denselben Fall — für gefährlich erklärte er die Wunde, doch machte er der Patientin Hoffnung, wie ihrer Umgebung.

„Soll ich bei Euch wachen?" fragte Isolde die Schultheißin —

„Ihr wolltet?"

„Wenn Ihr mich duldet?"

„Bleibt — aber ihr allein, ja Niemand sonst —" Adelgunde fürchtete, sie könne sich durch Fieberphantasien verrathen.

Auch Anna wollte bleiben.

„Nein, nein! sie nicht!" verlangte die Schultheißin gebieterisch.

Isolde winkte der Schwester hinweg, im Nebenzimmer ließ sie zwei Dienerinnen bleiben, damit sie dieselben rufen könne, wenn sie noch einen Beistand bedürfe.

Im Krankenzimmer ward es still bis auf einzelne stöhnende Laute der Kranken — nur zuweilen fuhr sie krampfhaft geängstigt empor und ließ sich von Isolde auf's Neue Schweigen geloben.

So ging die Nacht vorüber, der nächste Morgen, der Zustand blieb sich ziemlich gleich. Isolde wich nicht vom Lager der Stiefmutter.

Nach Mittag kam der Schultheiß wieder — es war schwer für Isolde, auch den Vater zu belügen, noch nie hatte sie es gethan, doch nun konnte sie nicht abgehen von dem einmal Gesagten, dann wäre sie in neue Gefahr gekommen ihren Schwur zu brechen.

Ihm kamen dabei doch eigene bange Gedanken — wenn er doch zu hart gewesen wäre, ein allzu rauher Mann? War es doch kurz vor seiner Abreise, wo er ihr mit Scheidung gedroht, wo er ihr aufgegeben, sich mit Isolde zu versöhnen — und in welch' hohem Grade war dies nun geschehen! wenn sie sich doch selbst ein Leid angethan hätte, weil er noch niemals so ernst und drohend sich ausgesprochen? — Aber er verschloß in sich, was im Herzen und Gewissen zu-

gleich sich regte — wie hätte er es den eigenen Kindern preisgeben mögen?

Als der Tag sich neigte, verlangte Adelgunde nach einem Priester, um ihm zu beichten.

Der Pfarrer von St. Lorenz selbst konnte nicht kommen — er sandte ihr einen Substituten — einen jungen Predigermönch, der jetzt öfter die Beichte hören mußte in St. Lorenz.

Pater Crescentius war schon einmal im Hause des Schultheißen gewesen, nicht um Beichte zu hören, sondern um sie abzulegen, damals, als der Schenk von Limburg selbst den Ketzern Absolution ertheilt hatte.

Isolde empfing ihn als er kam — an der Stimme, mit der er sie begrüßte und nach der Beichte begehrenden Seele fragte, erkannte sie den Priester, dem sie selbst gebeichtet — daß es auch derselbe war, für den sie sich selbst bei dem Bischof verwendet, wußte sie nicht — sie schlug erröthend die Augen vor ihm nieder, da sie, sich verneigend, ihm die gewünschte Auskunft gab und in das Krankenzimmer führte — auch er wußte jetzt, daß er diese edle Stimme schon gehört, schon ein echt weibliches und ein titanenhaftes Bekenntniß von ihr gehört hatte.

Sie führte ihn zu der Schultheißin und ließ ihn

mit ihr allein — sie selbst nahm im Nebenzimmer am Fenster Platz und schaute in Gedanken hinab auf die Straße, auf der es jetzt still war, denn die Geschäfte des Tages ruhten bereits und ein schöner Sommerabend hatte die Leute bereits hinaus in's Freie gelockt und noch schien die Zeit der Rückkehr nicht gekommen zu sein. Sie horchte nicht, aber bei ihrem fein organisirten Gehör und der Stille, die ringsum herrschte, konnte, ja mußte sie wohl hier und da einige Worte vernehmen.

Die Schultheißin beichtete ihre Sünden — ihre jüngsten, den aus Angst und Schrecken versuchten Selbstmord, der sie auf dies Kranken-, vielleicht Sterbelager gebracht — und dann beichtete sie jenes alte, schon längst gebeichtete Versehen, das durch eine lange Kette von Jahren hindurch auch die Ursache ihres jüngsten geworden war, und auf einmal rief sie deutlicher, als sie irgend etwas vorhin gesprochen:

„Ich hatte das Kind einer alten Dienerin gegeben, daß sie es vor dem Benediktinerkloster aussetze, die Mönche schriftlich gebeten, es aufzuziehen zu ihres Gleichen und es Crescentius zu nennen — o, sagt mir wie Euer Name ist!“

Er verwies ihr, nach Persönlichem zu fragen —

er sei ihr wie Allen in diesem Augenblicke ein Priester — alles Andere gehöre nicht hieher.

„So heißt Ihr nicht Crescentius?"

„Nun denn, ich heiße so," sagte er mit erhobener Stimme, „aber meine Mutter ist das Kloster, mein Vater der ehrwürdige Prior, der das ausgesetzte Kind aufgenommen — niemals werde ich mich dazu verstehen, die leiblichen Eltern anzuerkennen, die zwanzig Jahre nicht nach ihm gefragt haben, das antworte ich Euch als Mensch — es ist mein erstes und mein letztes Wort an ein Weib, das mich vielleicht geboren hat — Ihr habt die Beichte unterbrochen und nun ist es Eure Sache, ob Ihr sie wieder aufnehmen wollt — wie es sich geziemt, und nicht anders zu mir reden, denn wie Ihr zu jedem andern Priester reden dürft!"

Darauf ein Schrei und dann Todtenstille.

So vergingen einige Minuten, dann trat der junge Priester aus der Thür und sagte zu Isolden:

„Die Frau Schultheißin ist jetzt nicht fähig, weiter zu beichten — wenn sie wieder darnach verlangt, so sendet nach einem andern Priester."

Da richtete sich Isolde groß vor ihm auf und sagte:

„Das werd' ich, denn ich habe ihr vergeben Alles, was sie an mir gefrevelt und ich werde mich darin nicht irre machen lassen — auch nicht durch einen Priester."

Er sah sie betroffen an — sie ließ ihn stehen und eilte hinein zu der jammernden Adelgunde.

V.

Unbedenkliche Bedenken.

Unter den Baubrüdern Nürnbergs herrschte eine Aufregung, wie sie noch nicht dagewesen.

Bei Herrn Anton Koberger in Nürnberg war eine Schrift erschienen und an die auswärtigen Haupthütten, wie an die Bauhütte von Nürnberg in vielen Exemplaren gesandt worden, die einen „freien Steinmetz“ zum Verfasser hatte. Ein Name war nicht genannt. Daß aber der Verfasser selbst ein Baubruder war, ging aus der Sachkenntniß hervor, mit der sie geschrieben und auch wieder nur den Baubrüdern verständlich war. Sie führte den Titel: „Unbedenkliche Bedenken eines freien Steinmetzen“ und war in deutscher Sprache geschrieben, der sich nur erst seit kurzer Zeit einige Volksdichter, namentlich Satyriker, bedienten, indeß die meisten Gelehrten, auch diejenigen, die mit warmer Begeisterung für die Interessen des deut-

schen Vaterlandes auftraten und an das deutsche Volk selbst sich wendeten, noch immer die lateinische Sprache für ihre Schriften wählten.

Außer dem Freimuth, mit dem die Schrift abgefaßt war, mußte man am meisten das Geschick des Verfassers bewundern, der weder etwas von den Lehrsätzen und Gebräuchen, weder absichtlich noch unabsichtlich verrieth, welche die Geheimlehre der Baubrüderschaften bildete und keinem Profanen, ja nicht einmal allen freien Steinmetzen bekannt war, da es in ihnen Grade gab, und nur die Theilnehmer des ersten Grades in Alles eingeweiht waren, was denen der untern Grade nur theilweise mitgetheilt ward. Jene „wissenden" Leser begriffen es, daß der Verfasser bereits alle Grade mußte durchlaufen haben — aber die unwissenden, wie die profanen Leser erfuhren nicht mehr, als sie schon wußten.

Dennoch richtete sich der Hauptinhalt der Schrift gegen die allzu gesuchte Geheimnißkrämerei des Bundes, die nicht mehr an der Zeit wäre und gegen das mönchische Wesen und die Absonderung der Steinmetzen von den Profanen, von dem Familienleben, von allen gemeinsamen Bestrebungen mit Andern. Wolle man das, um sich eine hervorragende Stellung in der Kunst durch diese Gesondertheit zu bewahren, so sei diese

eben nicht durch Festungswälle oder klösterliche Abgeschiedenheitt zu erreichen, sondern vielmehr dadurch, daß man auf die Höhe seiner Zeit sich stelle und das Panier des Fortschrittes wie der Einheit den deutschen Brüdern voraustrage. Das Band, das jetzt die Diener der Kunst umschlinge, müsse nicht eines sein, sie nur zu fesseln, sondern sie emporzuziehen zu den höchsten Zielen. Wohl wäre die Baubrüderschaft gleich aller Kunst aus den Klöstern hervorgegangen, wohl wären sie in der Zeit rohen Barbarenthums die Pflanzstätte alles geistigen Lebens gewesen, aber wie eben die Baubrüder sich aus ihnen gesondert und eine Gemeinschaft unter sich gebildet, so könnten sie auch abthun, was von mönchischem Wesen an ihnen haften geblieben. Vom Kaiser und Reich, wie vom Papste hätten sie große Rechte und Freiheiten erlangt als Genossenschaft, aber der Einzelne werde in Unfreiheit erhalten, so lange diese strenge Sonderung von jedem andern Lebenselement bestehe. Eben jetzt beginne — Nürnberg gerade sei Zeuge — sich neben der heiligen Baukunst eine Profankunst zu entwickeln, die jene zum Theil schon erreiche, vielleicht über kurz oder lang überflügeln werde, und was man einst nur mit Steinen gesprochen, — das sage jetzt gedruckte Schrift.

Die Baubrüderschaften, die in ihren Anschauungen ihrer Zeit so weit vorausgeeilt wären, hätten vor Allem die Mission, das Volk sich nach zu ziehen. Sie, die einst das in Rohheit und Barbarei versunkene Volk durch die Macht der Kunst zur Gesittung und Begeisterung geführt hätten, die durch die Steinsprache einer erhabenen Mystik es mit sich fortgerissen hätten zu einem weihevollen Aufschwung der Gefühle, sie sollten jetzt auch den Aufschwung der Geister, der die Nation durchzittere, nicht allein fördern in ihrer gesonderten Gemeinschaft, sondern durch ein Leben und Wirken im Allgemeinen. Nicht preisgeben sollten sie darum das heilige Geheimniß ihrer Lehre, gleich wie es ja die Fürsten und Herren, der Kaiser Maximilian selbst es ja auch nicht preisgegeben hätten noch dürften, die sie mit aufgenommen in ihren Bund. Aber gleich wie viele von diesen, ob sie schon ein anderes Amt, einen andern Beruf, ja Weib und Kind hätten, im Geiste der Baubrüderschaften wirkten in ihrem Lebenskreis, so dürfe es auch den werkthätigen Steinmetzen nicht versagt werden, dieselbe Freiheit zu genießen. Die Ehelosigkeit sei ihnen zuerst auferlegt worden, weil sie eben Mönche gewesen, darnach habe man sie nur beibehalten, weil die Steinmetze Freizügigkeit erhielten und oft ein Wanderleben führen

wollten oder mußten, je nachdem es der Beruf ihrer Kunst verlangte. Widmen aber könnten sie sich ihm mit derselben Begeisterung, ja vielleicht noch mit einer erhöhten, wenn ein edles Weib an ihrer Seite stünde und der Kampf wider die eigene Natur und die finstern Wünsche des Herzens nicht mehr einen Theil ihrer besten Kräfte verzehre. Gleich wie viele edle Frauen, Jungfrau Sabina voran, die mit am Münster von Straßburg gebaut, sich selbst dem heiligen Werk geweiht hätten und wie gerade die Frauen es gewesen, welche die schönsten Dome und Kapellen gestiftet, so sei es auch keine Entweihung, wenn ein freier Steinmetz mit der Begeisterung eines frommen Weibes die seinige in schöner Wechselwirkung vereine.

Das war der Inhalt einer Schrift, die selbstverständlich unter den Baubrüdern das größte Aufsehen erregen mußte, die wie ein Blitz unter sie schlug, manchen Einzelnen blendete, erleuchtete, erschreckte, erhitzte und in der Bauhütte zündete.

Dem alten Propst Kreß war nach Lesung derselben zu Muthe, als habe ihn der Blitz getroffen und gelähmt.

Wer der Verfasser war, konnte er errathen, obzwar er nicht genannt war und Herr Koberger, den

man darnach fragte, nicht nur dem hochwürdigen Propst, sondern auch dem wohledlen Rath, der gleich wie jener in der Druckerei nachfragen ließ, höchlich erzürnt über ein solches Verlangen sehr grobe Antworten gegeben hatte, wodurch die Frager nur etwas erfuhren, was sie lieber nicht gewußt hätten, was sie aber wissen wollten, den Namen des Verfassers nicht Dem Propst ließ er sagen: wenn er mit dem Drucke dieses Buches eine Sünde begangen hätte, so wolle er sie seinem Beichtvater ehrlich beichten — der Herr Propst aber wäre das nicht, und Namen zu nennen wäre ja selbst in der Beichte verboten.

Darauf antwortete ihm der Propst gar höflich: ihm sei es ganz recht, wenn Herr Koberger den Verfasser verschweige, er möge nur gegen Jedermann solches Schweigen bewahren — und die Rückantwort Koberger's lautete: er habe schon bewiesen, daß er dieser Lehre nicht bedürfe und meine, daß es besser sei, wenn die Herren der Kirche auf Ordnung und Recht sehen in den Kirchen und Klöstern, sich aber um Ordnung und Recht in den Druckereien und Buchläden nicht kümmerten.

Gegen den Rath verfuhr er nicht höflicher, als der die gleiche Anfrage stellte. Derselbe hatte sich bis jetzt wenig um die Presse gekümmert. — Immer auf den

äußern Vortheil und die Ehre der Stadt bedacht — schmeichelte es dem Rath, daß Nürnberg auch in dieser neuen Kunst den alten Eifer bewährte, daß es bereits mehrere Druckereien besaß und verhältnißmäßig hier die meisten Bücher gedruckt wurden. Da er der Geistlichkeit nicht gern große Rechte einräumte und selbst in manchen Kirchensachen die Hand sich frei zu behalten wußte, so war auch das vom Papst Alexander VI. 1501 erlassene Censuredikt eine verhängnißvolle Gabe des neuen Jahrhunderts — in Nürnberg noch gar nicht zur Ausübung gekommen. Indeß war es trotz dieser klugen und die Interessen des Geistes wie des Gewerbes gleich fördernden Haltung des Rathes doch eine ebenso bekannte Thatsache, daß er, wie die Redensart lautete, „gern seine Nase in Alles steckte", und so gingen denn auch bald nach dem Erscheinen dieser Schrift zwei Rathsherren in die Koberger'sche Druckerei, nach dem Verfasser derselben zu fragen.

Da ging Herr Koberger mit ihnen vor seine größte Presse, hob den Preßbengel auf und sagte: „So lang' ich noch Kraft habe, das Ding da zu regieren, soll mir Niemand eine Tortur für die Vertreter des Geistes daraus machen. Was sie für würdig halten, mir anzuvertrauen, das drucke ich und versende ich in alle

Welt — denn darum hat der liebe Gott diese edle Kunst erfinden lassen, daß nicht nur wenig gelehrte Leute erfahren, was es an der Zeit ist, sondern Jedermann, und statt den früheren Hundert, jetzt viele Tausende. Ihr werdet so Manches vielleicht auch erfahren, das Ihr nicht wissen wollt — was Ihr aber jetzt wissen wollt, das erfährt Ihr nicht, und wenn Ihr Eure Tortur an mir versuchen wollt, einem Genannten, der selbst mit Euch zu Rath gehe, so sehet zu, ob Ihr etwas von Anton Koberger erfahren könnt, das er versprochen hat nicht zu sagen."

Auch die Rathsherren verfuhren diesem entschiedenen Manne gegenüber nicht anders als der Propst; sie machten gute Miene zum bösen Spiel und versicherten nachträglich: es käme ihnen auch gar nicht darauf an, den Namen selbst zu wissen — es wäre nur, um den etwaigen Beschwerden des Propstes, der zugleich „Gottesjunker" und als solcher Vorstand der Bauhütte von St. Lorenz war, zu begegnen, wenn er aber die Verantwortung bei diesem selbst übernehme, so wäre auch ein wohlweiser Rath vollkommen mit seinem Schweigen einverstanden.

Als sie fort waren, sagte Herr Koberger zu seinen Knechten, die den unverrichteter Sache abziehenden Herren mit triumphirender Miene nachsahen und noch

einmal so viel Respekt vor ihrem Herrn empfanden als bisher:

„Da seht Ihr, man darf nur immer entschlossen geradeaus gehen, da schiebt man die Feinde nach beiden Seiten weg und bleibt doch immer einen Schritt voraus. Darum nur immer hübsch vorwärts und nicht ängstlich."

Aber der Verfasser der Schrift war nicht weniger entschlossen und großherzig als ihr Drucker. Er hatte sich mehr aus Bescheidenheit, denn aus Vorsicht auf dem Titel nicht genannt. Er wollte kein Aufsehen erregen, nicht ohne Noth öffentlich hervortreten und die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Nur müssiger Neugier seinen Namen zu verschweigen, hatte er Herrn Koberger, den er durch Albrecht Dürer, seinen Pathen, — kannte, gebeten — aber dieser hatte ihm gleich mit einem derben deutschen Händedruck versichert: „Was da steht, gefällt mir so über die Maßen, daß ich es schon vertreten will, als hätte ich es selbst geschrieben, und ehe Ihr Euch nennt, wollen wir erst abwarten, welche Folgen das haben könnte. Das überlaßt mir, ich verstehe das Geschäft."

Aber als der Propst zu Ulrich sandte und da er, gleich der Mahnung Folge leistend, zu ihm kam, die Frage, die er erwarten konnte, an sich gerichtet sah:

„Ulrich, — ist es wahr — oder täusche ich mich? Hast du die „Unbedenklichen Bedenken“ geschrieben?“

Da antwortete Ulrich mit gewohntem Freimuth: „Ja!“

„O, Ulrich! Ulrich!“ jammerte der Propst, „warum hast du mir das gethan? Warum muß ich das in meinen alten Tagen noch erleben? Und gerade hier in Nürnberg!“

Ulrich stieß einen leisen Seufzer aus. Daran freilich hatte er schon gedacht und es hatte ihm weh gethan, dem guten Oheim Sorge zu bereiten. Er kannte ihn ja, er wußte, er war noch immer derselbe. Gütig und hülfsbereit, wenn das geschehen konnte ohne sich selbst in irgend einen Handel zu verwickeln und wieder verzagt und ängstlich, wenn nur der Schein einer Verantwortlichkeit, eines Konfliktes mit weltlicher oder geistlicher Behörde ihn treffen konnte! Aber die Rücksicht auf einen guten, schwachen und jetzt nun vollends altersschwachen Verwandten konnte doch einen Mann nicht von einer That zurückhalten, zu welcher der Geist ihn trieb.

„Hier in Nürnberg“, antwortete er, „konnte ich am ersten darauf rechnen, — diese Schrift nicht nur gedruckt und verbreitet, sondern auch verstanden und

gewürdigt zu finden. Haben auch meine hiesigen gelehrten Freunde diese Gedanken in mir nicht angeregt, so sind wir durch sie doch klarer geworden und ich wagte sie um so mehr zu denken, weil ich Zustimmung dafür gefunden."

„Wie!" rief der Propst, „so ist die Anonymität nur scheinbar und man kennt deinen Namen?"

„Die Freunde, die mich ermunterten, haben noch niemals Jemandens Vertrauen gemißbraucht: der fromme Dürer und der diplomatische Pirkheimer."

„Aber jeder freie Steinmetz sieht, daß nur ein Baubruder der Verfasser sein kann, am nächsten Hüttentag wird man darnach fragen."

„So werde ich antworten mit gewohntem Freimuth!"

„Was? Du willst dich selbst verrathen?"

„Könnt Ihr etwas Anderes von mir erwarten, aber verrathen ist ein hartes Wort, wo kein Schwur zu brechen ist?"

„Aber ein passendes, wo man sich rücksichtslos in Gefahr stürzt; und nun höre mich an!" fuhr der Propst eindringlicher fort, „ich weiß es, ich bin alt geworden, ich werde vielleicht schwach, ich kann mich in so Manches in der neuern Zeit nicht finden und so auch nicht in deine Schrift. Bei Einigem habe

ich dir ganz recht gegeben — ich würde dir beigestimmt haben, wenn du das unter uns im vertrauten Kreise ausgesprochen hättest. Mit Dürer und Pirkheimer mochtest du dergleichen besprechen, aber es drucken lassen und noch dazu in deutscher Sprache — das ist ein frevelhaftes Beginnen und stürzt dich in Gefahr. Und so bin ich auf Vieles gekommen, das mir als ein Umsturz alles Bestehenden erscheint, dabei mir schwindelt — ich kann dich nicht schützen, wenn sich eine Anklage wider dich erhebt, mag sie vom Hüttenmeister — oder von dem Rath — oder von dem Bischof kommen!"

„Hab' ich Euern Schutz denn schon verlangt?" sagte Ulrich zurückweisend, „eine gute Sache beschützt sich selbst, hab' ich Unrecht, so mag man mich widerlegen!"

Der Propst schien nicht darauf zu hören: „Dein Werk in der Kapelle der Behaim ist so gut als vollendet. Die kleinen Seitenkapitäler, die noch fehlen, kann ein Anderer nach deinem Plane arbeiten — reise ab, geh so weit du kannst, du findest überall Arbeit; wenn du Zehrgeld auf die Reise brauchst, so will ich dir, so viel du begehren magst, mitgeben."

„Das wäre eine Flucht!" — sagte Ulrich zurückweisend.

„Nur eine weise Vorsicht!“ — milderte der Propst.

„Ich floh noch niemals, niemals um einer That, noch weniger um eines Wortes willen.“

Aber der Propst drängte immer auf's Neue.

Ulrich blieb bei seiner Weigerung — endlich brachte er den Propst dadurch zum Schweigen, daß er ihm auseinandersetzte, wie ja die Baubrüderschaften in so innigem Zusammenhange stünden, daß er, wenn er in der einen Hütte verdammt werde, er es in jeder sei, und wenn eine Gefahr vorhanden, es ja ganz gleich sei, ob sie ihn in Nürnberg, Straßburg Wien oder wo sonst immer in und außer dem Reich erreiche — ein Baubruder, der ja überall Baubrüder fände — könne ja eben nicht fliehen und die Schmach, die ihn an einem Ort treffe, werde ihm an jedem andern wieder begegnen.

So verabschiedete er sich von dem Propst und ging an seine Arbeit, in die Kapelle der Behaim.

Nicht umsonst feierte er das Andenken eines der Mitentdecker einer neuen Welt. Indem er sich der Arbeit gewidmet, hatte er, da er sich den regen Eifer des großen Mathematikers vergegenwärtigte, darin seinen Vorsatz immer mehr erstarken gefühlt: was sein eigener Geist als unumstößliche Gewißheit er-

kannt, auch seinen Mitmenschen deutlich zu machen — wenn es nöthig sei, sein Leben für seine Behauptung einzusetzen.

Er war allein und dachte an seine Zukunft, an die Folgen seiner Schrift, die dem guten Propst so viel Unruhe machte. Was hatte er denn zu erwarten und was zu verlieren? Das Schlimmste, was ihm geschehen konnte, war eine Ausstoßung aus der Hütte — er hatte ja auch das schon erlebt — für diese einst an ihm begangene Ungerechtigkeit hatte er glänzende Genugthuung gefunden, sollte man sich ein zweites Mal dazu hinreißen lassen? Und selbst wenn es geschehen — nicht wie damals, ein schwärmender Jüngling, fühlte er dann sich aller Ehren baar, er hatte prüfen und ruhig urtheilen gelernt und seine Ueberzeugung stand ihm höher als eine Institution, die für ihn eben nur dann verehrungswürdig war, wenn er sie von den Gebrechen heilen konnte, an denen sie krankte. Oder konnte man ihn der Ketzerei beschuldigen — und den Ketzerrichtern überliefern? Dazu gab seine Schrift wenig Grund und in Nürnberg hatte man sich immer noch solchen Ketzergerichten widersetzt.

Als er sich in solche Gedanken bei seiner Arbeit vertieft hatte, störte ihn daraus ein Rauschen weiblicher Gewänder — aufblickend gewahrte er Isolden,

die aus der menschenleeren Kirche in die Kapelle trat.

Sie trug Trauerkleider, vor einigen Tagen schon war Frau Adelgunde gestorben, sie hatte ihr die Augen zugedrückt.

War es, weil sie Frieden geschlossen mit dieser Frau, der einzigen Feindin, welche sie hatte; war es, weil sie das größte Gebot des Christenthums erfüllt, und die gesegnet hatte, die ihr geflucht — oder war es nur der Eindruck der düstern Kleidung im klaren sonnigen Sommerwetter und des schwarzen Schleiers, der sie umwallte, was ihrer Erscheinung noch eine höhere Weihe zu geben schien, als ihr bisher schon eigen gewesen? Sie lächelte nicht, aber es strahlte etwas wie innere Seligkeit von ihrer Stirne.

„Ich habe Euch lange nicht hier gesehen, edles Fräulein“, sagte Ulrich, sie begrüßend, „und nun findet Ihr das Werk, das ich unter Eurer Aufsicht besser förderte, noch zurück — so liegt ein Theil der Schuld nur an Euch.“

„O, nein“, antwortete sie hoch erglühend und schlug die Augen nieder, „sie liegt an Euch, weil Ihr die Feder geführt habt, statt den Meißel.“

Er sah sie betroffen fragend an: „Wie meint Ihr das?“

„Könnt Ihr Euch gegen mich und hier verstellen,“ sagte sie mit sanftem Vorwurf, „zwar habt Ihr Euern Namen nicht genannt auf jener Schrift, und es mag Euch wünschenswerth sein, daß er auch so verborgen bleibe, aber vor mir, hoff' ich, bedarf es solcher Geheimhaltung nicht.“

„So hatte Freund Pirkheimer doch geplaudert?“ — sagte Ulrich halb zu sich selbst — halb zu Isolden.

Sie trat einen Schritt zurück, wie vor einer Beleidigung. „So wenig kennt Ihr mich“, sagte sie, „so wenig sollt' ich Euch kennen, daß es erst eines Dritten bedürfte, mir zu sagen, was aus Eurer großen Seele kommt? Ich verstehe die Sprache, die Ihr in den Steinen redet und sollte die nicht kennen, die Ihr in schriftliche Worte gekleidet?“

„Isolde!“ rief er entzückt; „ist es wahr, Ihr habt diese Schrift gelesen — habt den Verfasser erkannt? aber,“ fügte er kleinlaut hinzu, „habt Ihr ihn auch verurtheilt?“

„Ulrich“, flüsterte sie und ergriff seine Hand, „wie kann ich Euch darauf antworten?“

„O, sagt es nur,“ erwiderte er mit einem Seufzer, „ich erwarte mein Urtheil aus Eurem Munde mit größerer Ungeduld, aber auch mit größerem Bangen als aus dem meiner Richter.“

„Könnt Ihr denn noch fragen," sagte sie noch leiser und schmelzender als vorhin, „was Ihr auch davon denken möget, ich mußte Euch aufsuchen, Euch sprechen, nachdem ich das gelesen, nur um Euch zu sagen, — daß Ihr ausgesprochen, — was ich schon still empfand, womit ich mich abquälte — es nicht zu denken."

Ihre Stimme zitterte immer mehr, wie sie das sprach, dann lehnte sie sich an Elisabeth's Sarkophag und zog mit der Hand am eigenen Schleier, ihr Gesicht darin zu verbergen.

„So verdammt Ihr mich nicht!" rief er jubelnd und zog ihre Hand an sein Herz.

Ihr Auge schwam in Thränen: „O, daß ich es wagen könnte, so wie Ihr für meine Ueberzeugung, für menschliche Rechte in die Schranken zu treten", rief sie begeistert — heißer noch als vorher glühte ihre Hand, die Ulrich noch immer hielt.

„Isolde," sagte er, „wollt Ihr meine Bundesgenossin sein?"

„Das bin ich schon!" antwortete sie.

Draußen in der Kirche hörte man Schritte, das gab Beiden die Selbstbeherrschung wieder, nach der eben ein Jedes vergeblich rang.

„Man droht mir, daß der Verfasser dieser Schrift

werde zur Rechenschaft gezogen werden", sagte er, „nicht Alle werden mich errathen, wie Ihr, aber —"

„Wenn man Euch fragt, werdet Ihr Euch nennen, das weiß ich voraus," sagte sie.

„Der Propst wollte, daß ich mich dieser Rechenschaft durch Entfernung entzöge," warf er hin, um sie weiter zu prüfen.

„Das ist vielleicht ein kluger Rath, aber ich weiß, daß Ihr ihn nicht befolgen werdet, und ich würde ihn Euch nicht geben."

„Nun weiß ich, daß Ihr mich ganz versteht," rief er, „und wie mich Elisabeth weihte zum höchsten Dienste der Kunst, so weihe ich mich Isolden zum Kampf für die Menschheit."

Er sprach diese Worte mehr zu sich als zu Isolden, aber jetzt neigte er sein Knie vor ihr und beugte sein Haupt — ihre Lippen berührten mit süßem Hauch seine blonden Locken — dann verließ sie eilends die Kapelle.

Als sie sich dem Beichtstuhl näherte, in dem Crescentius eben Beichte hörte — er war es gewesen, der vorhin vorüberging, dachte sie daran, wie ihr zu Muthe gewesen, als sie dort ihre Liebe zu einem Baubruder als ein Verbrechen gebeichtet; jetzt fühlte sie sich entsündigt.

VI.

Vergebliches Bemühen.

Georg Glockendon hatte, obwohl mit einigem Widerwillen, die Bitte erfüllt, die Gerhaus zuletzt an ihn gerichtet hatte.

Wohl schauderte ihm vor der Kindesmörderin, wohl wünschte er jetzt selbst er sei nicht zu jener Stunde an den Ufern der Pegnitz gewandelt, als er ein Menschenleben zu retten hatte — jetzt ahnte er, daß er es nur dem stillen Wasser entrissen, damit es nach Qual und Schande öffentlich ende unter'm Beil des Henkers — aber nicht weniger schauderte er vor dem Manne, der einem Weibe ein solches Geschick bereiten konnte!

Schon immer war ihm dieser Martin Löffelholz, dieser Mann in Ansehen und Würden, tief verächtlich gewesen — seit er auch Jerta Echter verfolgt hatte, sah er seinen Feind in ihm und er haßte ihn doppelt

und dreifach jetzt, wo er sich sagte, daß Löffelholz nicht nur ein Geschöpf wie Gerhaus, von ohnehin schon zweideutigem Rufe und gewöhnlichem Charakter, sondern auch ein so unschuldiges und braves Mädchen wie Jerta ruhig und ungestraft solcher Schmach zu opfern bereit gewesen.

Und so eilte er in die Wohnung des Rathsherrn, so erzwang er sich, da er abgewiesen werden sollte, Zutritt zu ihm und stand vor dem gewissenlosen Sünder wie ein zürnender Racheengel, flammend in sittlichem Zorn, mit der ganzen Schwärmerei eines unverdorbenen Jünglings, der noch an den Triumph der Moral und Tugend glaubt, auch dem verworfensten Menschen gegenüber.

Der Rathsherr empfing ihn mit einer lächelnden Miene und behandelte ihn geringschätzend wie einen Knaben — wie einen Lehrburschen vielmehr, der nur in einem Auftrag seines Meisters kommen könne.

Georg erzählte wie er Gerhaus gefunden.

Statt gerührt zu werden — warf der Rathsherr verächtlich hin: „Eurer Heldenthat wird Euch Niemand Dank wissen — sie macht der Stadt nur unnütze Kosten, wie jeder Prozeß, jede Hinrichtung —“

„Davon könnt Ihr in solchem Tone sprechen?“ rief Georg von solcher Antwort fast versteinert —

„Ihr, die Ihr sie so weit gebracht — die Mutter Eures Kindes!“

„Gemach,“ rief der Rathsherr, „und werft Euch nicht zur Vertheidigerin eines Frauenzimmers auf, das für Jeden zu haben war. Sie hat eine Zeit lang hier im Hause gewohnt — aber sie hat es oft heimlich verlassen — Euer Meister Dürer weiß selbst davon, und da Ihr Euch zum Ritter der Dirne aufwerfen möchtet, so wird sie es wohl auch mit dem Lehrburschen gehalten haben wie mit dem Meister.“

„Herr!“ rief Georg außer sich, aber vor Zorn und Abscheu brachte er kein Wort weiter heraus — er war gekommen den Rathsherrn in Gerhaus Namen zu bitten, daß er ihr zur Flucht helfen möge oder wenigstens den Urtheilsspruch mildere, der sie erwartete — daß sie ihm, wenn er das verspreche, Schweigen gelobe über ihn selbst — wie sollte er nun noch sich dieses Auftrags entledigen, wie sich einen Erfolg davon versprechen? Der Rathsherr fühlte ja weder Mitleid für sie noch irgend ein Bedenken für sich selbst und um das Maß seiner Niederträchtigkeit voll zu machen, konnte er selbst den sittlich reinsten Mann Nürnbergs mit Schmutz bewerfen wollen! Dennoch versuchte er noch ein Aeußerstes: „Ihr werdet solche freche Lügen nicht vorbringen, denn Niemand wird

Euch glauben" — und da versagte fast seine Stimme, weil allerdings der Schein den verehrten Meister gleich ihm selbst verdächtigen konnte — Gerhaus war mehr als einmal heimlich bei ihnen gewesen und sie hatten noch zuletzt sich ihrer angenommen — nun ermannte er sich wieder nur noch zu sagen: „Gerhaus will Euch nicht verklagen, wenn Ihr für Ihre Rettung thut was Ihr könnt!"

Jetzt brach der Rathsherr in ein widerwärtiges Gelächter aus und stellte sich breit und brutal vor Georg hin, indem er sagte: „Verklagen! wahrhaftig sie hat von Glück zu sagen, wenn ich noch so gnädig bin das nicht zu thun. Nicht nur eine Kindesmörderin, auch eine Spitzbübin ist sie — in meine geheimsten Schreine und Spinden ist sie eingedrungen und hat mir kostbare Dokumente entwendet — die Folter kann ich ihr anlegen lassen, bis sie gesteht, wo sie die Pergamente und Papiere hingethan, die für kein Geld mir feil waren — doch das geht Euch nichts an, „unterbrach er sich —: „und nun macht, daß Ihr fortkommt oder ich zeige Euch noch die Thür und die Treppe auf eine andere Art."

Wort und Bewegung waren deutlich genug — und jetzt auf einmal fiel es wie Schuppen von Georg's Augen — der Brief, den er Gerhaus hatte lesen müs-

sen — konnte sie ihn nicht dem Löffelholz entwendet haben — wie den einen, vielleicht andere und Anderes noch — und war er nicht so in der That ihr Mitschuldiger und Helfershelfer? Jetzt zum ersten Male fühlte er, wie Ulrich recht hatte ihn zu warnen vor jeder Annäherung eines unreinen Wesens — etwas von diesem Schlamm konnte auch den Unschuldigsten bespritzen — aber noch einmal ermannte er sich zum Trotz des Rächers und sagte, indem er schon zwischen der Thür stand, noch in das Zimmer gekehrt: „Euere Stunde wird doch noch kommen — und wenn Gerhaus nicht an Euch gerächt werden kann, weil sie selbst eine Schuldige ist, so wird doch ihr Blut über Euch kommen und die reine Jerta wie die edlen Töchter des Schultheißen werden als rächende Engel vor Euch stehen!“

Damit ging er — und ließ doch den alten Sünder in Bestürzung zurück, der die vorhin angenommene Maske jetzt verließ und der darüber nachdachte, was Georg mit den Töchtern des Schultheißen gemeint hatte.

Daß Frau Adelgunde im Sterben lag, wußte er noch nicht.

In seiner Aufregung fragte sich Georg wieder und wieder, ob er denn doch nicht die Tochter des Schul-

theißen von dem was mit Gerhaus geschehen, in Kenntniß setzen müsse — sie hatte darin ja den einzigen und den sichersten Rettungsanker erblickt — vielleicht war dies ein Gnadenweg für sie — wenn er sie auf dem Schaffott sehen müßte — oder gar auf dem Scheiterhaufen oder unter jenen noch grausameren Qualen, denen die zum Tode Verurtheilten oft unterworfen worden, wenn man ihre Strafe noch glaubte verschärfen zu müssen — würde er nicht dann sich Vorwürfe machen, wenn er nicht Alles versucht hatte was das Los der Elenden erleichtern konnte, wenn es nur ein Schritt war, der den Arm der menschlichen Gerechtigkeit nicht aufhielt, sondern die Stärke seiner Schläge nur mäßigte?

Als er das erste Mal Isolde zu sprechen verlangte, ward er nicht vorgelassen — sie war am Sterbebette ihrer Stiefmutter.

Erst später, als diese todt und begraben war, wagte er den Versuch noch einmal — jetzt ward er von ihr empfangen.

Isolde hörte erst nur mit Widerwillen auf seinen Bericht — aber das Mitleid mit der Unseligen überwand doch den Abscheu vor ihrer That — jetzt erst ahnte sie, daß jene für ihre Mutter so verhängnißvolle Sendung wohl von Gerhaus gekommen sein mochte.

Sie wollte ihre reinen Hände nicht mit so unreinen Dingen besudeln — menschliches Mitleid allein gebot ihr bei ihrem Vater zu versuchen, was in ihren Kräften stand, Gerhaus vielleicht als Büßerin für ein Kloster zu retten, daß sie die ungeheuere Schuld besser sühne, als wenn sie mit ihr beladen die Erde verlassen müßte.

Aber nicht immer waren die Klöster bereit Verbrecherinnen in ihren Schooß aufzunehmen, auch wenn sie als Büßerinnen kamen; der weltlichen Gerechtigkeit durften sie kein Opfer entziehen — wir haben schon gesehen, wie strenge der Rath über Alles wachte, was in den Klöstern vorging, und sie keineswegs allein der kirchlichen Aufsicht überließ. Nur gebeichtete, aber nicht vor Gericht offenkundig gewordene Verbrechen konnten freilich zuweilen in den Klöstern begraben und anders als von einem weltlichen Gericht gestraft und gesühnt werden, wenn Diejenigen, die sie begangen, nach einer Zeit der strengen Buße, sich dem Himmel widmen wollten — keineswegs aber wollten, noch durften die Klöster Wesen aufnehmen, die etwa nur, um sich vom Tode zu retten oder sonst einem harten Urtheilsspruch zu entziehen, in's Kloster verlangten.

Um im Voraus zu wissen, was sie in einem solchen Fall für die Aufnahme einer zum Tode Verur-

theilten, aber vielleicht Begnadigten zu hoffen habe, ging sie in's Klarakloster, um sich Auskunft und Rath von der Aebtissin Charitas zu holen.

Isolde war seit jener verhängnißvollen Stunde, wo sie trotz ihres Geständnisses und der geschilderten Qual ihres Innern auf's Neue mit Bestimmtheit erklärt hatte, nie den Schleier nehmen zu wollen, nicht dort. Sie konnte voraussehen, daß sie von Charitas, wenn auch in der edlen humanen Weise, welche dieselbe nie verleugnete, doch nicht mit so viel Liebe aufgenommen werden würde, als es früher der Fall war. Sie hatte sich indeß getäuscht.

Charitas umarmte Isolde bei ihrem Eintritt inniger als je — mit Thränen netzte sie ihre Stirn und sagte sanft: „Ich wußte es, daß du wiederkehren würdest, wenn ich auch damals noch nicht ahnte, daß dich ein so hartes Verhängniß wieder zu mir treiben würde!"

Isolde sah fragend auf — sie verstand nicht, was Charitas meinte. Sprach sie von dem Tode der Schultheißin? die Priorin wußte am besten, wie viel Isolde durch die Stiefmutter zu leiden gehabt — wie oft sie nur, um ihr zu entgehen, eine Zuflucht im Kloster gesucht, wie die Verstorbene nur Unfrieden und Unheil in das Haus gebracht — die näheren Umstände von

ihrem Tod konnte Charitas nicht wissen — Isolde ehrte auch im Tode die Gattin ihres Vaters, aber fern war sie von der Heuchelei einen Schmerz zu zeigen, den sie nicht empfand, und sie konnte nicht glauben, daß Andere einen solchen bei ihr voraussetzen würden — am wenigsten Charitas.

Diese fuhr jetzt milde fort, da Isolde betroffen schwieg und gerade vor sich hinsah, als wolle sie irgendwo — und sei's in der Luft — den Schlüssel finden für eine so befremdende Voraussetzung, die ihr ganz in der Luft zu schweben schien: „Das Geständniß mag dir schwer werden — und glaube mir nur, wie lange auch jener flüchtige Liebestraum von einst hinter mir liegt und tief unter mir — es wird mir dennoch schwer, einen Menschen, den ich einst geschätzt, so in Irrthum und Lüge verfallen zu sehen."

Jetzt erst begann Isolde zu ahnen von wem die Rede war — sie erröthete und ein Gefühl beengte ihre Brust, als solle sie ersticken — ein Wort der Erwiderung fand sie jetzt am wenigsten.

Auch ihren Blicken zu antworten, fuhr Charitas fort: „Mein Bruder, der mir Alles sendet was Neues gedruckt wird, hat mir auch die „Unbedenklichen Bedenken" eines freien Steinmetz gesandt, wiewohl eine

solche ketzerische Schrift sehr wenig in diese heiligen Räume paßt —"

„Eine ketzerische Schrift!" rief Isolde staunend.

„Unselige!" rief Charitas, „warum hörtest du nicht auf meine Warnung, warum entzogst du dich nicht jeder Versuchung — ja, warum mußtest du ihn selbst in solche Versuchung führen?!"

„Charitas!" rief Isolde aufflammend.

„Nimmer hätte ich geglaubt, daß der erhabene Sinn eines solchen Menschen so sich verirren, um einer alltäglichen Leidenschaft willen zu solchen Trugschlüssen sich verleiten lassen könnte — nimmer würde ich Ulrich in dieser Schrift errathen haben, wäre nicht dein Geständniß vorausgegangen."

Isolde rang nach Worten — gestern hatte sie mit Ulrich gesprochen, hatte der Schwung seiner Begeisterung sich mit dem ihrigen in einen heiligen Jubel vereint emporgehoben, hatte sie ihn ermuthigt, geweiht zu einem heiligen Kampfe — gestern hatte sie sich entsündigt gefühlt, hatte zum ersten Mal die ganze Seligkeit des Bewußtseins empfunden mit einem verwandten Geist die Schranken mit Adlerflug zu überfliegen, an denen sie bisher nur unruhig auf und nieder geflattert — und jetzt und heute wollte sie plötzlich eine kalte Hand wieder zu Boden schlagen! —

aber nein, das durfte nicht geschehen! Jetzt — in dieser Stunde vielleicht — sie wußte es, ward ein Hüttentag gehalten — vielleicht hatte sich da Ulrich schon selbst genannt und war bereit auch zu vertreten was er geschrieben; gewiß stand er entschlossen und unverzagt vor seinen Richtern — und sie hätte beben sollen vor ihrer, seiner Richterin? Aber zugleich brachte ihr dies Wort doch eine Gefahr vor die Seele, an die sie bisher in solchem Umfange nicht gedacht hatte — „ketzerisch," das eine Wort sagte ja genug! Aber wie, wie war es denn möglich, daß ein so geistig bedeutendes und edles Wesen wie Charitas den Ursprung einer Schrift, deren Inhalt langsam an der Hand der Erfahrung und Erkenntniß sich aus sich selbst entwickelt hatte, in einer Leidenschaft suchen konnte, die wohl gar nicht existirte? — Darüber wohl hatte Isolde nachgedacht und sich ernstlich geprüft: ob sie selbst Ulrich liebe? — sie hatte es erkannt und gebeichtet — aber daß er sie lieben könne — daran hatte sie nie gedacht! und daß nun gar Charitas schließen konnte, nur die Leidenschaft habe ihm diese Schrift diktirt — sie selbst habe mit Theil daran — das ließ sie erst nur zürnen und dann doch — erbeben. Endlich hatte sie sich so weit gesammelt, um doch sagen zu können, indem sie sich selbst bezwang: „Wenn ich Euch minder

verehrte, würde mich dieser Ausspruch irre an Euch machen können — Ihr habt die Schrift wohl nur flüchtig durchblickt oder beurtheilt sie nach dem Urtheil eines Feindes!“

„Wäre ihm etwa mein Bruder Willibald ein solcher?“ gegenfragte Charitas. „Ich weiß nicht einmal wie er darüber denkt, er hat sie mir ohne jede Bemerkung mit den Schriften des heiligen Fulgentius und andern geschickt — und ich wünschte allerdings, er hätte es nicht gethan und ich dies unselige Werk nicht gelesen — ich brauchte um eine schöne verlorene Seele weniger zu weinen! — Um eine — o Heiland der Welt! muß ich denn nicht zwei beweinen?“ fügte sie plötzlich hinzu, sich mit schmerzlichem Erschrecken an Isolde wendend — jetzt erst ahnend, daß diese die verhängnißvolle Schrift anders als die Priorin beurtheilen könnte. Denn diese meinte bis jetzt nicht anders, als daß Isolde gekommen sei gleich einer Büßenden, die jetzt begriffen habe, welch' einen Frevel sie begangen, den Baubruder nicht mehr zu fliehen, als es geschehen war, zu gestehen wie sehr sie bereue als sie das letzte Mal hier war nicht geblieben zu sein, sondern einen Kampf aufgenommen zu haben, der nun Ulrich fortgerissen auf verwegene Bahnen der Neuerung, zur Abtrünnigkeit von heilig gehaltenen Satzungen

Sie hatte gemeint, Isolde geknickt, zerschmettert zu finden von diesem Schritte Ulrich's, sich selbst anklagend als eine Verbrecherin oder eine Närrin, die sich also in einem Manne hatte täuschen können und ihn gleich einem Heiligen auf ein erhabenes Piedestal stellen, von dem sie ihn nun herabstürzen mußte — und so entrang sich jetzt erst auf einmal der Priorin die Frage: warum Isolde gekommen sei.

Dabei athmete diese auf — sie erzählte Gerhaus' Geschick und Verbrechen — sie knüpfte daran die Frage, unter welchen Bedingungen, nach welcher Buße das Kloster sich einer solchen Verbrecherin öffne?

Charitas hörte mit Staunen — so plötzlich war sie in ein anderes Thema versetzt! so in ganz und gar keinem Zusammenhange stand dies mit dem, von dem sie zu hören erwartet hatte. Kein Bedürfniß des Herzens, keine Angst der Seele, kein Zweifel des Geistes hatte sie hergeführt — nur ein Geschäft — nur eine Pflicht der Barmherzigkeit!

Kaum fand Charitas den ruhigen Ton, auf diese Frage zu antworten. Sie war in diesem Augenblick so erfüllt von Bitterkeit und Unmuth, daß eine solche Frage zu keiner ungelegeneren Stunde hätte an sie gestellt werden können. Sie antwortete mit einem Nein der Entrüstung. Nimmermehr würde das Klarakloster

einem zugleich so verwahrlosten und gesunkenen Wesen sich öffnen, nimmer würde dies eine Zufluchtsstätte sein für Verbrecherinnen, die nur darum danach verlangen möchten, um den zeitlichen Strafen für ihre Verbrechen zu entgehen. Im Klarakloster verlange man vor allen Dingen Heiligung der Seele und das glühende Bedürfniß in der Stille dieser Mauern sich für den Himmel zu bereiten, ihm zu nähern. Nicht ausgeschlossen wären die Sünderinnen, aber doch nur solche, die dies Bedürfniß nach Heiligung in sich fühlten, die aus Zerknirschung und Reue anklopften, bereit, sich auch den härtesten Strafen der Kirche zu unterwerfen, oder nur solche, die, wenn sie einmal dem weltlichen Gericht verfallen wären, auch die Strafe bereits abgebüßt hätten, die ihnen dieses diktirt.

Dies letzte Wort schon genügte als entscheidende Antwort; Isolde kannte Charitas' festen Sinn, ihr strenges Beharren bei einmal ausgesprochenen Grundsätzen und Entscheidungen — hier gab es keine Hoffnung für Gerhaus, jedes Wort, das Isolde noch für sie hätte sprechen wollen, wäre ein verloreres gewesen. Das war nun abgethan; im Grunde war Isolde auch schon auf diese Auskunft vorbereitet gewesen. Fast schüchtern fragte sie jetzt nach Jerta, sie verlangte sie zu sprechen, damit das arme Mädchen nicht durch Ge-

rüchte beunruhigt werde, die ihr Grund zur Eifersucht auf Georg geben könnten, denn ja auch in die Klöster klangen die Stimmen der Außenwelt zuweilen — wenigstens für die Novizen.

Charitas nickte stumme Gewährung — Isolde erhob sich um zu gehen — das Herz war ihr so voll und schwer — aber jetzt, fühlte sie, fand sie hier doch kein Verständniß für seine Stimme.

Aber Charitas hatte fast mit krampfhaftem Drucke ihre Hand gefaßt und zog sie noch einmal neben sich nieder.

„Isolde", fragte sie mit wehmüthiger Stimme: „Ist es möglich — hast du diese Schrift gelesen — und nicht geschaudert?"

„Ich kann nicht verleugnen was ich empfinde!" antwortete Isolde und blickte mit klaren Augen empor — „jede Zeile fand in mir einen begeisterten Widerhall!"

„O Gott!" seufzte Charitas, „so weit ist es mit dir gekommen! gerade mit dir, die ich mir immer die Nächste fühlte, wünschte an meiner Seite!"

„Ich weiß," sagte Isolde mild, „Ihr habt mich immer erhoben über mein Verdienst, und tief muß es mich schmerzen, wenn Ihr jetzt irre an mir werden solltet, wie ich es niemals werden kann an Euch! Aber eben gerade darum kann ich Euch gegenüber auch mein

Gefühl am wenigsten verleugnen. Und wenn dieser Gegenstand denn einmal zwischen uns zur Sprache gekommen, so muß ich Euch doch fragen, was Ihr Verwerfliches findet an dieser Schrift? mir schien, sie sprach nur aus, was Tausende längst gefühlt, Tausende ihm jetzt nachsprechen werden, nachhandeln vielleicht — und welch' großes Verdienst ich dafür immerhin Ulrich beimessen mag — die Gelehrten, mein' ich, können es schmälern, wie das des Columbus, der uns einen neuen Welttheil geschenkt hatte, und der den Beweis, daß die Erde rund sei, den mein großer Oheim in seinen praktischen Arbeiten gegeben, durch sein muthiges Handeln führte, dem Allen zum Trotz, was man, was auch die Kirche bisher gelehrt. Und wie damals seine Genossen lächelten, als er das Ei auf den Tisch stellte — so dacht' ich, könnten sie jetzt vielleicht auch lächeln über Ulrich's einfache Worte —"

Charitas unterbrach Isolde heftig: „O Verblendete — du allein versteckst dich und willst nicht sehen was Alle sehen müssen! Wohl vermißt sich Ulrich nicht mit so frechen Händen wie einst jene Ketzer Huß und Hieronymus gethan, am Bau der Kirche selbst zu rütteln — aber wie er schon die Baubrüder aufruft vom Mönchthum ganz sich loszusagen, mit den Profanen sich zu vermischen und wie er der profanen

Kunst das Wort redet — so streckt er schon die tempelschänderischen Hände aus ein heilig' Bauwerk zu zertrümmern, das gestanden hat seit Jahrhunderten! Aber ohnmächtig wird sein Wort an dem Felsen abprallen und er selbst allein an ihm zerschellen!"

Noch einmal versuchte Isolde Gegenbeweise — Charitas stritt heftig für ihr Prinzip: kein Jota dürfe verrückt werden von geheiligten Satzungen — da läutete wieder das Horaglöcklein — und da Isolde ging — war sie doch von einer Wucht von Schmerzen und Sorgen und Zweifeln halb erdrückt, von denen sie vorher sich nie etwas hatte träumen lassen!

VII.

Bekenntnisse.

Es war so gekommen wie Ulrich geahnt und sich darauf vorbereitet hatte.

An einem Hüttentag hatte der Hüttenmeister gefragt, ob Einem von den Steinmetzen der Verfasser der Schrift „Unbedenkliche Bedenken" bekannt sei. Alle hatten geschwiegen. Darauf war die andere Frage an sie ergangen: Ob Einer unter ihnen sei, der sich zu den Grundsätzen dieser Schrift bekenne.

Da war Ulrich vorgetreten und hatte sich sogleich mit dem Freimuth einer gerechten Sache als ihr Verfasser bekannt — bereit zu vertheidigen, was er darin geschrieben, und eben so sich belehren zu lassen, wenn man dies anders vermöge als auf Grund alter Traditionen und festgewurzelter Gebräuche.

„Sprecht ohne Scheu!" sagte der Hüttenmeister weiter, sagt Euere Meinung — man soll nicht sagen,

unter den freien Steinmetzen herrscht kein freier Geist — wer stimmt mit für diese Schrift und stellt sich auf die Seite des Verfassers, der hebe seine Hand empor."

Nur Erhard und noch drei andere gaben dies Zeichen.

Ulrich trat vor: „Verzeiht, wenn ich das Wort ergreife. Die so gestellte Frage kann weder Euch noch mir zu einem richtigen Urtheil verhelfen. Einmal werden noch nicht Alle meine Schrift gelesen haben, lesen können" (viele Steinmetzen konnten schon darum nicht lesen, weil sie es für ihre Kunst nicht nöthig hatten zu lernen: es war Gesetz, daß nichts über dieselbe, wie über die Verbindung aufgeschrieben werden durfte, sondern daß Alles, um eben so das Geheimniß und namentlich die verschiedenen Grade desselben besser zu wahren, nur von Mund zu Mund gelehrt werden durfte —) und dann wird es Viele geben, die in manchen Stücken mir beistimmen, in andern wieder nicht, und endlich: ich habe ja weder eine neue Lehre entwickelt, noch eine plötzliche Aenderung verlangt — ich habe nur meine „Bedenken" geäußert, die ich nicht mehr zurückhalten konnte, und ich bin bereit, mich über dieselben belehren zu lassen, sofern es Jemand thun will und kann, nicht auf den Grund veralteter Ordnungen und Formen, sondern im Geist einer Zeit, die

wie die unserige auf immer neuen Bahnen rastlos zu neuen Zielen drängt — und sie erreicht!"

Der Hüttenmeister winkte mit der Hand ihm Schweigen. „Da Ihr Euch genannt, so tritt die Sache in ein anderes Stadium. Uns lag nur ob, den Verfasser zu erforschen — was aber weiter mit ihm werden soll wie mit seiner Schrift, das möge der höchste Maurerhof von Straßburg entscheiden, dessen Urtheil wir uns fügen wollen — einstweilen werdet Ihr Alle das Eurige abgeben: ob Ihr ferner mit Ulrich von Straßburg gemeinsam arbeiten wollet, oder ob wir ihn ausschließen aus der Hütte, bis der oberste Gerichtshof entschieden?"

Ulrich neigte schweigend sein Haupt und blickte dann forschend im Kreise umher — sein Mund schwieg — aber seine Blicke sprachen beredt. Es war als ob er damit sagen wollte: „Ich bitte nicht für mich — schon einmal hab' ich diese Ausschließung erlebt, schon einmal auch sie siegreich überwunden — ich bitte für die Freiheit des Wortes, der Kunst! Ich erblicke in der Antwort, die Ihr geben werdet, die Entscheidung, ob ihr wahrhaft freie Steinmetze seid, oder ob Ihr diesem Namen Schande macht, indem Ihr Euch herabwürdigt zu sklavischen Dienern alter Formen!"

Ein Lehrling ging mit einer Schale herum, in der

schwarze und himmelblaue Kugeln lagen — in der andern Hand hielt er eine leere Urne. So schritt man zur Abstimmung. Die blauen Kugeln bedeuteten das Ja für die gemeinsame Arbeit, die schwarzen das ausschließende Nein.

Eine halbe Stunde verging in banger Erwartung.

Dann öffnete der Pallirer die verschlossene Urne.

Todtenstill war es — jetzt — im Augenblick der Entscheidung, wagte Ulrich nicht aufzusehen — er dachte an Isolde, — an den Propst, der auf diesen Hüttentag nicht erschienen war, sondern sich hatte mit Krankheit entschuldigen lassen, um nicht Zeuge zu sein von Ulrich's neuer Verurtheilung, noch mehr um sich im Voraus gegen jeden möglichen Vorwurf zu sichern über seinen Verwandten selbst oder über die Art wie er ihm begegnete.

Leicht übersehen ließ sich die Entscheidung: nur zehn schwarze Kugeln waren unter sechzig blauen.

Ein Jubelruf folgte und jeder Einzelne, der erst nicht gewagt hatte sich Ulrich zu nähern, eilte jetzt auf Ulrich zu, und beglückwünschte ihn; darunter versicherte Mancher: auch er würde seine Arbeit niedergelegt haben, wenn man ihn ausgestoßen, wenn man sich

angemaßt hätte, über die Freiheit der Meinung zu richten gleich den verfolgungswüthigen Ketzerrichtern.

„So nehm' ich auch Eure Abstimmung!“ sagte Ulrich dankend.

Aber Andere unterbrachen ihn und sagten: „Es galt nicht allein der Sache, es galt auch dir! wir ehren und lieben dich Alle als den Ersten unter uns, bist du auch der Bescheidensten einer, wir sind bereit für dich zu thun, was du begehrst!“

Doch das wies er zurück mit sanfter Entschiedenheit. „Nicht um mich ist es zu thun,“ rief er, „sondern um unsere Sache — ich feiere weniger einen Spruch, der mich frei spricht, als einen, der Euch Alle frei spricht vom blinden Beharren an ausgelebten Formen, der Euch Allen das Zeugniß gibt, daß Ihr wahrhaftig freie Steinmetze seid, nicht nur dem Namen nach, und daß wir nach wie vor den Profanen vorangehen wollen als ein leuchtend' Beispiel, wie man die Freiheit der Kunst — der Anschauung und des Glaubens wahre und den schönsten Bau ihr errichten möchte!“

„Nun denn,“ sagte der Hüttenmeister, „so ist vor der Hand in unserer Hütte und unter uns Nichts geändert, der Bruder Ulrich von Straßburg mag sein Werk vollenden und unter uns weilen, so lange es

ihm und einer höheren Macht gefällt, — denn das muß ich Euch zu Gemüthe führen: wenn der Maurerhof zu Straßburg anders über ihn entscheidet, denn die Bauhütte zu Nürnberg, so sind wir Alle seine Mitschuldigen!“

Einige schienen vor diesem Wort zu erbeben, es malte sich etwas wie Reue und Schrecken, Bedenken wenigstens über eine begangene Uebereilung auf ihren Gesichtern — ja Einige sagten: „Das hättet Ihr eher sagen sollen!“ indeß Andere zu erkennen gaben, daß sie bereit waren mit Ulrich zu stehen und zu fallen.

Dieser selbst rief begeistert: „Rücksichten auf Anderes, denn auf unsere Ueberzeugung dürfen ja doch nie und nirgend unsere Handlungen bestimmen. Eines aber darf ich zum Trost Euch sagen: Der Einzelne, der mit seiner Ueberzeugung allein steht, der kann viel eher einem Irrthum wirklich verfallen sein, oder doch eines solchen geziehen werden als Viele, die sich zu ihm bekennen. Stießet Ihr mich aus und ließet Ihr mich allein: ich würde fallen als ein Opfer im Dienste der Wahrheit — bemitleidet, aber als ein Thor, verurtheilt als ein Verbrecher. Stehen wir aber zusammen und verkünden wir vereint Dasselbe, wer will dann uns richten und verdammen? Von Kaiser und Reich, von Bischof und Papst haben wir

die Erlaubniß schon mehr als einmal erhalten, die Statuten unserer Brüderschaft zu verändern und zu erweitern — wie sollten wir je dies Recht uns nehmen lassen? wie sollte man wagen Hand daran zu legen? Der Maurerhof zu Straßburg ist unsere oberste Behörde — aber sie hat nur eine entscheidende Stimme, wo zwischen den Hütten selbst Streitigkeiten ausgebrochen sind, bleiben wir unter einander einig — werdet Ihr nicht meine Ankläger, lassen wir Allen dasselbe Recht der Gewissensfreiheit, das wir für uns in Anspruch nehmen, so wird auch der Maurerhof uns nicht verdammen! Er kann es nicht, will er nicht selbst den heiligsten Prinzipien untreu werden, aus denen unsere Macht und unsere Kunst erwachsen! Die Freiheit des Gedankens haben wir in der Kunst gewahrt, da wir in Steinen Allen sichtbar die Zeichen unseres Glaubens aufgerichtet — wir müssen dieselbe Freiheit wahren auch in jeder andern Sprache, sei es welche sie wolle!"

Der Hüttenmeister schüttelte bedenklich den Kopf und sagte zu Ulrich: „Wir wollen nicht auftreten als dein Ankläger, wir wollen aber auch nicht deine Mitschuldigen sein. Ich sende deine Schrift an den Maurerhof, er mag entscheiden. Inzwischen wollen wir uns jedes Urtheils begeben über dich und dein

Buch und dich als den Unsern nach wie vor betrachten, gleichwie als hättest du es nicht geschrieben."

Dies war die letzte Entscheidung, die Ulrich jetzt empfing — war damit auch nicht erreicht was er angestrebt, die Gefahr, die ihm drohte, war wenigstens hinausgeschoben, und er hatte das Bewußtsein gewonnen, daß er nicht allein stand unter den Genossen.

Jetzt lenkte er seine Schritte, als er aus der Bauhütte trat, zunächst zu Pirkheimer, den Freund wie seine Schwester zu beruhigen.

Er fand Amanda allein.

„Ich habe Euch lange nicht gesehen," rief sie ihm entgegen, „Ihr ließet mich im Ungewissen über Euch — von Andern erst mußte ich erfahren, daß Euch Gefahr bedrohe — in die Ihr Euch selbst gestürzt."

„Sie scheint wenigstens weiter entfernt, als Ihr gemeint, oder Diejenigen meinten, die Euch bange um mich gemacht — wer hat das so unnützer Weise gethan?" fragte er weiter.

„Wie es immer zu gehen pflegt, so ward mir von zwei Seiten über Euch berichtet — mit Bedenken von der einen Seite: Ihr könntet doch in Euern Eifer zu weit gegangen sein — mit Begeisterung von der andern — ich hatte zu wählen, ob ich einen unvorsichti-

gen tollkühnen Mann — ob ich einen begeisterten Helden und Märtyrer in Euch erblicken sollte."

„Die erste Meinung kam wohl von meinem Ohm, den Propst — das kann ich denken!" rief Ulrich, „der gute, unvorsichtige Greis, der gern mein Thun für Alle in den Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllte, und doch aus lauter Angst mich selbst verräth! Doch woher kam die zweite?" —

„Das weißt du nicht?" fragte Amanda verwundert.

„Vielleicht von Dürer, — denn Freund Pirkheimer ist doch mehr ein vorsichtiger Gelehrter, denn solch' ein guter Schwärmer!" warf Ulrich hin.

„Du hättest wirklich nicht an Isolde gedacht?"

„Sie!" rief der Baubruder in äußerster Ueberraschung.

„Sie war bei mir — ich wußte es wohl, sie kam allein um dich! Wie mir schien, hatte man ihr im Klarakloster die schlimmsten Bedenken über dich beigebracht," sagte Amanda, „aber nur ihre Angst hatte sich gesteigert, ihre Begeisterung für dich war nicht zu erschüttern gewesen — sie glaubte dein Geschick sei schon entschieden — du sei'st verdammt, gefangen — schon hatte sie einen Plan entworfen dich zu retten — vertraute sie sich mir."

„Amanda!" rief Ulrich und faßte tief erschüttert die Hand der Schwester.

Sie drang jetzt nun in ihn, von sich zu sprechen, sein Loos zu schildern, und was ihn erwarte.

Er sagte das Wenige, was er sagen konnte, ohne die geheimen Verhandlungen in der Bauhütte preiszugeben. Dann forschte er weiter nach Isolde — was hatte sie gesagt — gethan — was thun wollen?

Amanda verrieth nichts mehr — und da sie sich jetzt beruhigt fühlte, weil für den Augenblick doch Nichts für Ulrich zu fürchten war, so begann sie von ihren eigenen Angelegenheiten zu sprechen. „Ich habe die Nachricht von Pirkheimer erhalten, daß beide Wolfstein, Vater und Sohn, verwundet oder todt sind — der Eine soll bei Treviso, der Andere vor Padua geblieben sein — oder vielmehr nur verwundet im Heer des Kaisers, der auf dem Rückzuge nach Deutschland ist. Kaiser Maximilian besteht selten auf seinen Entwürfen, wenn ihre Ausführung zu große Opfer kostet oder ein anderes besseres Ziel sich ihm zeigt; er hat die Belagerung von Padua aufgehoben, und den Venetianern einen Waffenstillstand angeboten — ob sie ihn annehmen, scheint noch nicht entschieden."

„Ihr sprecht vom Kaiser — wo Ihr nicht zu wis-

sen scheint, ob Euer Bräutigam unter den Lebenden oder nicht?“ fragte staunend Ulrich.

„Ist Euch der Kaiser nicht mehr werth als jeder andere Ritter?“ rief sie mit Pathos. — „Er ist der Einzige, für den ich gezittert habe. Immer ist er ja voran, immer mitten in der größten Gefahr — auch vor Padua gab er Allen ein erhebendes Beispiel von Muth und Thätigkeit. Sein Hauptquartier war nur einen halben Kanonenschuß weit von dem Walle der Festung am Thore Cadalunga und man kämpfte immer an dessen Füßen. Drei mörderische Stürme wurden versucht, die kaiserliche Fahne wehte einen Augenblick auf der Bresche — aber sie ward wieder zurückgeschlagen — der Kaiser hätte siegen müssen — aber nur durch ein elendes Vorurtheil blieb die Festung verloren. Man hatte nach der herkömmlichen Sitte zum Stürmen blos das Fußvolk gebraucht. Maximilian wollte auch die französischen Gendarmen dazu verwenden, und entbot sie schriftlich. Diese bestanden aus der Blüthe des Adels und lehnten das Ansinnen ab, denn ihre Ehre schien ihnen darunter zu leiden, wenn sie mit dem gemeinen deutschen Mann in Gesellschaft kämpfen sollten. Selbst Bayard, der Spiegel furcht- und tadelloser Ritterschaft, theilte dies Vorurtheil und widersetzte sich der Anordnung des ritterlichsten Kai-

sers — was konnte er nun Anderes thun als ein Vorhaben aufgeben, bei dem ihn nicht die Feinde besiegten, sondern die Freunde im Stich ließen? O Schande über solche Bundesgenossen!"

Ulrich hörte kopfschüttelnd diesen Bericht aus diesem Munde, wenn er auch einen Theil desselben schon wenigstens als Gerücht vernommen — er sah Amanda so verwundert an, daß diese in ihrer Erregung fortfuhr:

„O wär' es doch der letzte Kampf, in den der Kaiser sich gestürzt hätte!"

„Dazu sag' ich Amen!" versetzte Ulrich, „sich und das Reich! Aber Ihr denkt nur an den Kaiser — in demselben Augenblicke, wo ich Euch besorgt glaube um das Geschick Eures Bräutigams."

Ach, was ist er mir gegen ihn!" rief Amanda — „habt Ihr das nicht längst errathen und gewußt, daß neben dem Bilde des Kaisers kein anderes Raum hat in meinem Herzen?"

„Wenn es so ist, Amanda," sagte Ulrich ernst, „warum habt Ihr das nicht früher gesagt? warum nanntet Ihr Euch Wolfstein's Braut?"

„Nun, weil ich es bin!" antwortete Amanda, „sein Vater bestimmte mich ihm — ich sah in ihm einen Retter aus einer Lage, in der ich nicht länger

bleiben konnte — er gestand mir seine Liebe zu Anna von Weichsdorf, seine heimliche Verlobung mit ihr — und daß Ihr sein Liebesbote gewesen — ich fand durch ihn meinen Bruder! — nun denn: ich traue nicht jedem Mädchen, daß sich so heimlich einem jungen Ritter verlobt — ich wollte sie prüfen, erfahren, ob sich Wolfstein nicht in ihr getäuscht."

„Und Ihr konntet schweigen gegen sie?" — gegen mich — und so sie quälen."

„Wie konnte ich sie anders prüfen, als wenn ich schwieg? — und gegen Euch? Kamet Ihr etwa in dieser Beziehung meinem Vertrauen entgegen? Wicht Ihr nicht immer aus?"

„Ihr überließet sie der Qual an seine Untreue zu glauben, ja, der noch härteren sich selbst für eine Verbrecherin zu halten, als ob sie ihm erst zu einer Untreue an Euch verleitet hätte?"

Amanda zuckte die Achseln: „Wie kann eine Prüfung abgehen ohne Schmerzen? — Und wie konnte es anders sein, so lange Wilhelm's Vater am Leben und Jener nicht Fluch und Enterbung auf sich laden wollte? War es nicht besser — ich, seine Freundin galt als seine Braut als eine Andere, die ihm mehr zu werden begehrte?"

„O, es ist dennoch ein unwürdiges, frevelhaftes Spiel!“ rief Ulrich.

„Und wenn er nun todt ist?“ rief Amanda schaudernd, „ist es nun nicht besser, Anna bleibt bei dem Gedanken, daß er ihr schon vorher verloren gewesen! — der jetzige Verlust wird ihr dann wie ein Gewinn erscheinen!“

„Nein, tausendmal nein!“ rief Ulrich, „keinen Betrug bis an das Grab und noch über das Grab hinaus! Ihr habt schon genug des frevelhaften Spiels gespielt — jetzt hat es seine Grenze gefunden! tausendmal besser für ein Herz, das liebt, an einer Wunde zu verbluten, die der Tod geschlagen als an einem Verrath des geliebten Herzens! O Amanda — Ihr selbst müßt zu ihr und Alles bekennen, dann werden ihre Thränen sanfter fließen als jetzt und sie wird glücklicher sein in der Trauer um einen getreuen Todten, denn in der Erinnerung an einen treulosen Lebenden!“

„Und das wißt Ihr — der freie Steinmetz?“ sagte Amanda und maß Ulrich mit prüfenden Blicken.

„Ja, das weiß ich!“ rief er, „der freie Steinmetz! ich habe nie gelogen und will nicht lügen, ich habe die Macht der Liebe empfunden und empfinde sie wieder. Ich habe sie niedergekämpft in der Jugend und nur

bekannt am Sterbebett der Geliebten — sie hat aus mir gemacht was ich bin! Und jetzt, wo mich noch einmal in reifem Mannesalter ihr Strahl getroffen — jetzt will ich sie bekennen vor der Welt und vor der Lebenden — jetzt will ich nicht kämpfen gegen dies Gefühl, sondern für dasselbe! Erreiche ich auch selbst nicht das höchste Glück des Lebens, das der Himmel den Menschen zugemessen, vielleicht kann ich es doch meinen Kameraden erringen helfen, vielleicht die heilige Kunst selbst auf neue Bahnen leiten, wenn ihre Jünger nicht allein die Gottesmutter verherrlichen, sondern auch dem irdischen Weibe den süßen veredelnden Einfluß auf sich selbst gestatten dürfen."

Amanda lächelte. „Sieh, daran erkenn' ich Euch als meinen Bruder — Ihr schwärmt für ein Wesen, das mit allen erhabenen Eigenschaften Euch ausgerüstet erscheint, und wundert Euch, daß ich für den Kaiser schwärme, der es wirklich ist."

„Laßt jetzt den Kaiser aus dem Spiele," sagte Ulrich, „geht zu Anna — doch Ihr wißt nichts Gewisses über die Wolfstein — dann freilich ist es besser Ihr laßt sie nach wie vor im Ungewissen, als daß Ihr sie mit Gerüchten quält — gebt Ihr nur die Gewißheit, daß Ihr nicht Wilhelm Wolfstein's Braut — denn selbst die, daß Wilhelm sie liebe, sie sich erkämpfen

wolle, vermögt Ihr nicht zu geben. Ja, ich glaube selbst, es ist gut für Anna, wenn sie durch seinen Tod diese Liebe mit der Zeit überwinden kann — denn von einem Manne, der die Geliebte so zu quälen, ihrem Schicksal zu überlassen und dabei noch eine Prüfung über sie zu verhängen vermag, wie die Ritter von König Artus' Tafelrunde sie nicht peinlicher zu ersinnen vermochten für ihre erwählten Schönen oder Ehefrauen — von einem solchen ist nicht zu erwarten, daß er ein Weib sich zu erkämpfen und nach Gebühr zu stützen und zu würdigen verstehe — ein solcher Mann ist freilich für Euch nicht!"

„Gemach, mein Freund!" rief plötzlich eine bekannt klingende Stimme und eine in einen Mantel gehüllte Männergestalt mit einem tief in's Gesicht gedrückten runden Hut trat durch eine heftig aufgerissene Seitenthür in das Zimmer. — „Ihr solltet nicht so vorschnell mit Euerm Urtheil sein, wär' es meine Art nur mit dem Schwerte zu entscheiden — ich müßte von Euch Rechenschaft für solche Worte verlangen — doch ich will Euch durch Thaten eine bessere Meinung von mir beibringen!" damit warf er Hut und Mantel ab — man sah jetzt, daß er den rechten Arm in der Binde trug.

„Wolfstein!" rief Ulrich — „Ihr seid es — aber

warum diese neue Täuschung?" fragte er finster Amanden.

„Weil ich versprach seine Anwesenheit zu verschweigen," erklärte sie, „und weil in der That Pirkheimer die Nachrichten empfing, die ich Euch mitgetheilt."

„Ich ward vor Padua nur verwundet," erklärte Wolfstein, „mit dem Kaiser kehrte ich zurück nach Deutschland — mein Vater fand ein Grab in Italien! Ich kann nun frei über mich verfügen — will der Rath von Nürnberg den Prozeß, den er wider den Vater geführt, auch auf den Sohn vererben, oder will er mich noch als einen Geächteten betrachten, trotzdem daß der Ritter von Sauernberg begnadigt ward —: so biete ich ihm gütlichen Vergleich, dem Rath einen Theil des Waldes, der an den Nürnberger grenzt und immer die Veranlassung zu unsern Streitigkeiten war; dem Schultheißen aber biet' ich mich als Eidam, nun ich von Euch gehört, daß mir Anna dennoch treu geblieben! Aber erst muß ich insgeheim sie sprechen, daß wir gemeinsam unser Glück erkämpfen!"

Ulrich reichte Wilhelm die Hand, und sagte mit edlem Freimuth: „Ich wünsche Euch Glück zu Eurer Rückkehr wie zu Euerem Entschluß, doch von dem, was ich vorhin sprach, kann ich nur zurücknehmen, was

nun dadurch zurückzunehmen ist. Nicht aber mag ich's billigen, daß der Mann sich anmaßen mag die weibliche Treue so zu prüfen, und dann noch darauf pocht wie auf eine stolze That, wenn er seine Hand nach solcher Prüfung bietet, von der er selbst verschont geblieben!"

„Nennt Ihr das keine?" sagte Wilhelm, indem er Amanden's Hand ergriff — „sie war mir die bestimmte Braut, und es gab keinen Ritter am Hofe des Kaisers — ja den Kaiser selbst nicht ausgenommen, der mich nicht um sie beneidet hätte. Vielleicht, vielleicht hätte sie sich doch ergeben, es mehr als nach dem Schein zu werden, ich erkannte ihre edle stolze Seele, vertraute ihr meine Liebe zu Anna und Alles in Bezug auf sie — für mich ergab sie sich darein sich nach Schloß Birbaum zu begeben — für mich ging sie nach Nürnberg, suchte Euch auf und Anna — zu ihr stahl ich mich heute zuerst, unerkannt und verborgen vor Allen bleibend, auch vor Pirkheimer — nur Euch hab' ich mich jetzt entdeckt."

Ulrich umarmte seine Schwester. „Und was wird die Welt jetzt richten über Euch?"

„Diese Nürnberger Krämer über ein freigebornes Edelfräulein?" fragte sie lächelnd mit dem ihr eigenen Hochmuth — „was kümmert's mich."

„Und kümmern Euch auch die Ritter nicht am Hofe des Kaisers?“ fragte Ulrich bedeutsam.

„Nein, auch sie nicht! — ich kehre nach Schloß Wildenfels in meine einstige Verborgenheit zurück — doch — jetzt denkt an Anna — Ihr habt recht, ich allein kann ihr die Erklärung bringen — Wolfstein aber darf unterm Dach meines Gastfreundes nicht weilen ohne seine Güte zu mißbrauchen — er könnte dadurch Unannehmlichkeiten haben bei dem Rath — nehmt Ihr ihn mit Euch, Ulrich, und verwahrt ihn gut!“

Ulrich reichte Wolfstein die Hand zur Versöhnung. „Um meiner Schwester willen — kommt!“

„Nein — um Isolden's willen!“ sagte diese.

VIII.

Auf dem Schaffot.

„Werfen wir doch ein hüllendes Tuch über jede Leiche, schließen den Sarg mit dem hohen silberbeschlagenen Deckel, darauf das Wappenschild glänzt, bergen ihn dann in der unterirdischen Gruft, die wir nur wieder öffnen, wenn es gilt ein neues Glied der Familie im schauerlichen Steingewölbe zu verwahren — warum sollen wir dann die Todten nicht eben so behüten vor der Annäherung Uebelwollender, vor böser Nachrede, vor einem Wühlen in ihrer Vergangenheit? Das Wort des Friedens bei ihrer Seelenmesse gelte für uns Alle!“ so sagte Isolde zu Allen, selbst zu dem Vater und zu Anna, die nach dem Tode Adelgunden's sich noch in Vermuthungen erschöpfen wollten über ein so plötzlich herbeigeführtes Ende. — Isolde hatte vergeben und vergessen — gleich einem Cherub mit flammendem Schwert hielt sie auch an diesem Grabe Wache,

daß es keine Schande offenbar werden lasse, kein Schimpf es entweihe. So ehrte sie in ihr die Gemalin ihres Vaters und bewahrte im tiefsten Innern ein Geheimniß, das in seinen wie in Anderer Augen sie wie ihn entwürdigt hätte. Für sie war der Tod ein Versöhner — die Hingegangene stand nun vor einem höhern Richter — mochte er ihr gnädiger sein als der irdische, vor dem sie gestanden — der Sohn, der sie verläugnet und von sich gestoßen hatte, gleich wie einst die Mutter ihn.

Als die Schultheißin begraben ward, war Crescentius mit unter den Priestern gewesen, die ihrem Sarge folgten und ihn umstanden, da das Seelenamt gehalten ward — seitdem aber hatte ihn Isolde nicht wiedergesehen.

Im Hause des Schultheißen war nun ein stiller Friede eingezogen. Es gab kein störendes Element mehr zwischen dem Vater und seinen Töchtern. Erfuhr er auch nicht Alles von Isolde, so hatte er doch gesehen wie das Krankenlager schon sie mit der Stiefmutter versöhnt hatte, wie sie Alles für sie gethan, was nur ein Kind thun kann für die eigene geliebte Mutter — und Isolde, die so ihrer heftigsten Feindin vergeben und ein Wesen segnen konnte, daß ihr fast nur geflucht, erschien ihm nun im verklärten

Lichte. Noch nie war er so stolz auf seine Töchter gewesen, wie jetzt auf Isolde.

Dennoch aber versuchte diese vergeblich ihn milder gegen die Kindesmörderin Gerhaus Storch zu stimmen, die ihres Urtheils harrte — er blieb dabei, daß er der Gerechtigkeit freien Lauf lassen müsse, sie habe ihr Verbrechen bekannt und könne ihrer Strafe nicht entgehen. Das Gericht habe eigentlich nur zu entscheiden, ob sie lebendig begraben oder „gesäckt“ werden sollte, d. h. gleichfalls lebendig in einen Sack genäht und unter entsprechender Feierlichkeit in die Pegnitz geworfen — die höchste Gnade, die ihr zu Theil werden könne, sei die, wenn sie durch den Nachrichter vom Leben zum Tode befördert werden dürfe.

Isolde schauderte, trotzdem daß zu ihrer Zeit noch so unmenschliche Strafen an der Tagesordnung waren, und das rohe Rechtsgefühl noch nicht einmal darin eine ausreichende Genugthuung für eine begonnene Unthat zu sehen glaubte, wenn Diejenigen, die getödtet hatten, wieder getödtet wurden, sondern es mußte auch noch in einer, allem menschlichen Gefühl Hohn sprechenden Art und Weise unter den qualvollsten Martern geschehen. Auch selbst Gerhaus' Kerker zu betreten oder nur irgend eine Erleichterung ihr zu bereiten, blieb Isolde versagt, eben so wie Georg Glockendon.

Nur dem Priester war vergönnt zu ihr zu gehen.

In Gerhaus' schrecklicher Kerkernacht war es wie ein flammender Blitz, daß es gerade Crescentius sein mußte, den man ihr sandte.

Ihm war wohl der Name der Kindesmörderin genannt worden — aber den Namen seines Beichtkindes, das in seine Seele das erste Licht über seine Herkunft geworfen, hatte er nicht gehört — erst jetzt, als er bei Gerhaus weilte und mit ihr sprach, erkannte er sein Beichtkind von einst — nun wußte er ja Alles!

Aber er hatte seine Mutter sterben lassen ohne seine Vergebung — nun drückte es doch auf seine Seele fast wie das Gefühl eines Mordes und zu den Qualen und Zweifeln, die den Unglücklichen schon immer gefoltert, mußten sich neue gesellen — er stand Gerhaus milder jetzt gegenüber als es sonst der Fall würde gewesen sein.

Sie aber meinte in ihm ihren Retter und Rächer zu erblicken. Noch einmal beichtete sie ihm alle ihre Sünden, die alten, die schon einmal gebeichteten, wie die neuen. Beichtete, wie Löffelholz sie verstoßen und ihr erklärt habe, daß sie nicht ferner bei ihm weilen dürfe mit dem Kinde, das sich nicht länger werde verheimlichen lassen. Ihr Vater hatte

sich schon längst von ihr losgesagt, da er ihre Schande erkannt und im hochmüthigen Trotz hatte sie ihm geschworen, daß er sie auch nicht eher wiedersehen solle, bis sie Frau Löffelholz geworden — zu ihm konnte sie nun sich am wenigsten flüchten, und da sie nirgends eine Freistatt für sich wußte, so warf sie ihr Kind in's Wasser und sprang ihm nach. Ein Werk der Rache aber hatte sie vorher vollbringen müssen — sie hatte Löffelholz sorgfältigst aufbewahrte Papiere an Isolde von Weichsdorf gesandt — das vielleicht so die Welt erfahre, daß auch Frau Adelgunde einst ihre Vorgängerin gewesen. „Noch sag' ich Euch das als Beichtgeheimniß," sagte sie — „aber wenn Löffelholz nicht jetzt sich meiner erbarmt, in sich geht und mich vom Tode rettet, so will ich es auch vor Gericht sagen. Schon acht Tage sind vergangen und er hat nicht nach mir gefragt, bleibt es so noch über acht Tage, so ziehe ich ihn mit mir in's Verderben.

Noch sah Crescentius von allem Persönlichen ab, noch bekämpfte er nicht nur diesen Vorsatz, der ihm ja schon mehr als zur Hälfte ausgeführt erschien, mit den Waffen des Christenthums — er mahnte sie nur an die eigenen Sünden zu denken, nicht an die fremden — bereitete sie zum Büßen und Dulden einer verdien-

ten Strafe, wies sie hin auf die Sorge allein um ihr ewiges Heil, damit sie mehr Gnade finde bei dem ewigen Richter als bei dem irdischen — von dem sie keine zu erwarten habe. Aber wie peinigte ihn der Gedanke, daß es ein Opfer seines Vaters war, das er zum Tode bereitete. Daß er nun erfahren hatte, wer sein Vater sei — um zu wissen, daß er ein unverbesserlicher Lüstling und Schurke!

Wie er seine Mutter nicht anerkannt hatte — selbst auf ihrem Sterbebette — so wollte er auch seinen Vater nicht anerkennen — aber auch sein Ankläger wollte er nicht werden, wie er der Richter — vielleicht der Mörder seiner Mutter geworden!

Alles was Gerhaus zu ihrer Rettung versuchte, war vergeblich — auch als sie zu dem Mittel griff, das sie für das äußerste hielt, und den Rathsherrn Martin Löffelholz als den Vater des gemordeten Kindes verklagte und alle möglichen Schmähungen auf ihn häufte. Ohnmächtig verhallte ihre Wuth in den dumpfen Kerkerwänden — ohnmächtig verhallte ihre Anklage selbst in der Gerichtsstube — für Löffelholz war es ein Leichtes sich bei seinen Kollegen zu rechtfertigen und mit einer verhältnißmäßig geringen Geldsumme sich abzufinden.

Gerhaus ward zum Tode des Säckens verur-

theilt, aus besonderer Gnade aber und weil man um diese Zeit in Nürnberg sich schon mehr zur Menschlichkeit hinneigte, zum Tode durch das Schwert begnadigt.

Der Tag der Hinrichtung war gekommen — eine große Menschenmenge wogte vor das Thor nach dem Richtplatze, der schon ganz mit Menschen erfüllt war. Kannte doch fast Jedermann in Nürnberg die schöne Gerhaus Storch, die Tochter des „gesalzenen Fischers“, der sein Krämlein unter der Barfüßerbrücke hatte, das nun verödet stand, denn nur Wenige kauften noch dort, seit die schöne Verkäuferin fehlte. Hatten doch Unzählige der Schönen ein solches Ende prophezeit und triumphirten sie nun, daß ihre Prophezeiung eingetroffen — da wollten sie doch auch persönlich dabei gegenwärtig sein! Andere meinten gerade wieder umgekehrt: das hätten sie doch nicht gedacht, daß es so weit mit Gerhaus kommen würde, und diese hielten sich wieder aus dem entgegengesetzten Grunde für verpflichtet zu erscheinen. Viele folgten nur dem Kitzel der Grausamkeit, ein schauerliches Schauspiel zu genießen, das um so mehr Interesse versprach, als kein gemeiner häßlicher Verbrecher, sondern ein schönes Weib das Opfer war, und als man von den Bezie-

hungen murmelte, in denen sie zu einem der Raths-herren gestanden.

In rother Kleidung, auf prächtig gezäumtem Rappen, das blank gezogene Richtschwert an der Seite, ritt Hartwig Rother, der Nachrichter von Nürnberg, eine schöne athletische Gestalt mit trotziger gebietender Haltung, Jugendkraft und Kühnheit in den Zügen, die ein blühendes Kolorit hervorhob. Ihm folgten die Henkersknechte — ein langer Zug, und in ihrer Mitte das unselige Opfer auf einem Karren. Gerhaus in weißer Kleidung und eine schwarze Schnur um den Leib; das schwarze aufgelöste Haar, zu beiden Seiten niederfallend, war trotzdem, was sie ausgestanden, noch eine schöne Erscheinung. Die Wangen, die Krankheit, Kerker und Angst gebleicht, erglühten jetzt im Roth der Scham und des Sonnenscheins, der so lange dies Angesicht nicht getroffen. Das Haupt gebeugt und die Augen niedergesenkt auf die gefalteten weißen Hände, wagte sie nicht aufzusehen, und die Menge, die sonst leicht geneigt war die unglücklichen Opfer einer nur strafenden Gerechtigkeit auf ihrem Todeswege noch zu beschimpfen, verstummte diesmal unwillkürlich vor diesem Anblick. So still war's, daß man nur das Armensünderglöcklein läuten hörte, und das Gebetemurmeln der Mönche, die den Zug begleiteten.

Neben Gerhaus schritt Pater Crescentius — bleicher und elender als sie selbst.

Dem Richtplatz gegenüber war eine Tribüne errichtet, auf der ein wohledler Rath und der Schultheiß inmitten der Schöppen Platz genommen, damit ihr Urtheilsspruch auch unter ihren Augen vollzogen werde. Auch Herr Martin Löffelholz fehlte nicht. Keineswegs waren alle Rathsherren zugegen und er hätte sich können, gleich wie Pirkheimer und Dürer gethan, entschuldigen lassen, aber er fürchtete dadurch dem Gerede der Leute, das seinen Namen mit dem dieses Opfers in Verbindung brachte, neue Nahrung zu geben, und so hatte er die Freiheit, sich persönlich einzufinden und all' den Blicken auszusetzen, die verklagend und neugierig nach ihm suchten, indeß sie mancher Mund mit leisen Zischeln zum Ohr des Nachbars begleitete.

Gerhaus erschien auf dem Richtplatze und stand dem Henker gegenüber — athemlos lauschte die Menge — diese Blicke, mit denen er sein Opfer betrachtete — sie glichen nicht denen, die man an solcher Stätte zu sehen gewohnt war.

Sie sah noch mehr erglühend und feurig zu ihm auf, und flüsterte: „Ja, ja — Ihr erkennt mich — Ihr habt ein Recht, Euch Eures Triumphes zu freuen, denn noch ist kein Jahr in's Land gegangen, daß Ihr

mir prophezeitet, wie wir uns so einst gegenüber stehen würden — und weil wir denn Bekannte sind, so macht es kurz — verbindet Ihr mir selbst die Augen, daß mich Eure rohen Knechte nicht berühren — ich habe den Tod verdient, und es ist noch eine Milderung von Eurer Hand zu sterben!"

„Ich will Alles thun nach Euern Willen!" antwortete Hartwig Rother vernehmlich, „vergebt auch Ihr mir, daß ich Euch thun muß wie das Gesetz befiehlt!"

Sie gab ihm die Hand und sagte laut: „Ihr seid nur ein Werkzeug, nur der blinde Vollstrecker einer Strafe, die das Gesetz über mich verhängt hat — ich habe Euch Nichts zu vergeben — und vergebe Euch doch zuversichtlicher als ich selbst im Jenseits auf Vergebung hoffe! Ja, Euch vergebe ich lieber als jedem Andern!"

Er winkte ihr stumm mit der Hand — sie kniete nieder an den Block und faltete die Hände — Crescentius trat dichter zu ihr und sprach das letzte Armensündergebet — ein Henkersknecht nahte mit einem Tuche ihr die Augen zu verbinden, und das Haar vom Nacken zu entfernen.

Der Nachrichter stieß ihn zurück, riß das Tuch aus seiner Hand und band es selbst um Gerhaus' Augen

— ehe er es that, sandte sie einen letzten jener zauberhaften Blicke zu ihn empor wie er selbst Meister Dürer fast bestrickt hatte.

Die Menge hielt den Athem an.

Der Schultheiß gab das verhängnißvolle Zeichen.

Der Nachrichter schwang das blanke Schwert dreimal über Gerhaus Haupt, als das Opfer bereit auf dem Blocke ruhte.

Crescentius trat mit einem letzten „Amen!" einige Schritte zurück.

Todtenbleich saß Martin Löffelholz auf seinem Sitz und starrte vor sich nieder — war ihm denn nicht zu Muthe, als wenn das Schwert ihn selber treffen sollte? hätte er es denn nicht in diesem Augenblicke für eine Wohlthat gehalten?

„Was ist das?" sagte der Schultheiß zu seinem Nachbar, „Hartwig Rother hat bisher immer auf den ersten kräftigen Hieb das Haupt vom Rumpfe getrennt, und jetzt scheint es, als zittere seine Hand."

Aber der Angeredete hatte nicht Zeit weiter zu antworten, als: „Da seht nur!"

Und wie aller Augen auf das Schaffot gerichtet waren, so machten jetzt alle Kehlen in Murmeln und Schreien sich Luft.

Aber das waren nicht jene grausamen Töne einer

nahen Menge, die Blutfließen sieht und beim Anblick eines zuckenden Wesens noch Bravo brüllt — das war mehr ein Ruf der Ueberraschung, der Neugier, des Staunens, ein Jauchzen, das bei aller Rohheit doch eine menschliche Freude zeigte.

Der Nachrichter hatte sein Schwert von sich geschleudert und bat um Gehör:

„Ich bin bereit gewesen meines Amtes zu warten und das Urtheil des Gesetzes zu vollstrecken — aber ich vermag es nicht — ich habe dies Weib schon gekannt, und jetzt erscheint mir seine Schönheit größer als seine Schuld, also, daß mein Arm unfähig geworden das Schwert zu führen und dies Haupt von seinem Rumpfe zu hauen. Und so lasset denn Gnade für Recht ergehen, gebt mir Gerhaus Storch zum Weibe — so ist sie auch ausgestorben von Euch, und bestraft!“

Das Volk jauchzte dieser Rede Beifall, und rief unter Hohngelächter und Hallohgeschrei zur Rathstribüne gewendet: „Gebt sie ihm! gebt sie ihm! Eine Hochzeit auf dem Schaffot!“

Der Schultheiß bedachte sich nicht lange — er dachte an Isolden's Fürsprache, und winkte mit einem weißen Tuche das Zeichen der Gnade.

„Euere Bitte sei Euch gewährt!“ lautete der kurze Bescheid für den Nachrichter.

Und nun neues Vivat= und Bravorufen und ein nicht zu beschreibender Tumult unter der Menge, die sich freute zu dem gräßlichen Schauspiel, das ihr schon geworden, sich nun doch ein lustiges Ende fügen zu sehen.

Ein Fall wie dieser war kein ganz außergewöhnlicher. Dergleichen kam vor da und dort im deutschen Reich, wenn auch vielleicht in einer Stadt wie Nürnberg trotz den massenhaften Todesurtheilen und öffentlichen Hinrichtungen nur einmal im Jahrzehent. Die Nachrichter, überall geächtet und als unehrlich ausgeschlossen von jedem Verkehr mit Andern als ihren Zunftgenossen, konnten ihre Gattinnen entweder nur aus den Töchtern derselben wählen oder aus den Opfern, die unter ihre Hand gegeben wurden.

Gerhans wußte nicht, wie ihr geschah — schon hatte sie das Schwirren des Schwertes gehört, schon geglaubt, es berühre ihren Hals und der letzte Augenblick ihres Lebens sei gekommen, schon war ihr gewesen, als ob ein jeher Ruck ihr Inneres zerrisse und nun plötzlich die Erde unter ihren Füßen verschwinde mit Allem was sie trug und sie selbst stürze in eine bodenlose nächtige Tiefe.

Und auf einmal fühlte sie die Binde wieder von ihren Augen genommen, spiegelte Licht und Leben sich auf's Neue in ihnen — fühlte sie von einem starken Arm sich erfaßt und emporgerissen und ruhte ihr Haupt, statt auf dem kalten schrecklichen Block, an einer liebewarmen, pochenden Mannesbrust.

Im Augenblick waltete doch nur ein Gefühl in ihr, ein jauchzendes, gerettet zu sein, verschont von dem tödtlichen Streich — und so klammerte sie sich mit einer Art Entzücken an den Mann, durch den sie es war, der sie hätte tödten sollen und sie doch dem Leben wiedergab. Der Preis, um den sie gerettet, daß sie nun das Eigenthum des Henkers, der allgemeinen Verachtung nicht minder preisgegeben war für ein ganzes Leben lang als in dem Augenblick, da sie auf dem Karren zur Richtstatt fuhr — das konnte ihr, auch wenn sie es nicht schon vorher gewußt hätte, klar werden durch das Hohngelächter der Menge, das sie jetzt umtobte — aber sie konnte nicht Alles in sich aufnehmen, was jetzt in sie eindrang, und überwältigt von all' den Erschütterungen, die sie in dieser einen Stunde erlebt, wäre sie zu Boden gesunken, wenn nicht Hartwig die Bewußtlosgewordene mit starken Armen erfaßt und vom Schaffot herab bis zu seinem Rappen getragen hätte. Dann schwang er sich auf denselben

und jagte mit ihr im Galopp davon, um je eher, je lieber in sein einsames Bereich zu kommen.

Die versammelte Menge war, wie gesagt, sehr zufrieden mit diesem Ausgang, die noch nicht ganz entmenschte Natur freute sich doch, die arme Sünderin mit dem Leben davonkommen zu sehen und dem rohen Rechtsgefühl, das strenge Strafen für jedes Vergehen verlangt, war vollkommen Genüge geschehen. — Das Todesurtheil war gefällt und die Todesangst ausgestanden worden, der größte Schimpf traf nun doch die Verurtheilte, denn es gab keinen härteren als das Weib des Henkers zu werden.

Von derselben Ansicht gingen auch der Schultheiß und die Rathsherren aus, die Gerhaus unter dieser Bedingung begnadigt hatten — nur Einer blickte finster d'rein, der Einzige, der ihre Begnadigung hätte wünschen sollen, damit die Last der Schuld, die ihn drückte, nicht auch durch diesen Tod noch vermehrt worden wäre: Herr Martin Löffelholz empfand mehr Schrecken als Trost und Freude darüber, — so lange Gerhaus lebte, mußte er die Rächerin in ihr fürchten, nun um so mehr, als er ihr Todesurtheil so gut wie mit unterschrieben hatte.

Hätte er sie sterben sehen — vielleicht wäre dann sein Gewissen erwacht — aber er sah sie leben, sah sie

selbst auf dem Schaffot noch einen Triumph ihrer Schönheit feiern — da legte sich sein Gewissen wieder schlafen und Haß und Furcht, ja sogar auch ein wenig Eifersucht gelangten wieder in ihm zur unumschränkten Herrschaft.

IX.

Wiedersehen.

Gerade in der zu einer öffentlichen Hinrichtung bestimmten Stunde mußte es nach Amanda's Berechnung nicht nur in den Straßen von Nürnberg, sondern auch im Hause des Schultheißen so still sein, daß sich da am ehesten ein ernstes Wort in sicherer Ungestörtheit sprechen ließ.

Sobald es also auf den Gassen und Plätzen fast menschenleer geworden, weil fast Alle, die nicht irgend ein nothwendiges Geschäft daheim fesselte, die Wenigen, selbst von dem zarten Geschlecht ausgenommen, die aus wahrhaft weiblicher Empfindung ein solches Schauspiel mieden, das von vielen ihrer Schwestern gerade am begierigsten aufgesucht ward — auf den Richtplatz hinausgeströmt waren, begab sich Amanda in das Haus des Schultheißen, um seine Töchter zu sprechen.

Sie hatte Mühe, im Hause Jemanden zu finden, der sie zu ihnen führte — denn auch die Dienerschaft war der Hinrichtung nachgelaufen, um so begieriger, als sie sich gleichsam selbst bei vorkommenden Fällen mit zur Justiz rechnete und sich gelegentlich berufen fühlte, in entsprechender Weise ihre Herrschaft zu repräsentiren. Nur der alte Bertram, der seit dem Tode der Schultheißin sich wieder zu einer Art von Haushofmeister emporgeschwungen hatte, war zugegen, das Haus und die Töchter desselben zu bewachen, die sich heute — in ihre innersten Gemächer zurückgezogen hatten.

Anna und Isolde empfingen die Ankommende zu dieser Stunde beinahe herzlicher als sonst. Als das Armensünderglöcklein läutete, hatten sie unwillkürlich schaudernd weder Gedanken noch Worte, von dem armen Opfer wegwenden können, dem es zum letzten Stündlein läuten sollte.

„Weist Du noch," sagte Anna bewegt, „wo ich dies: Gerhaus zuerst gesehen? — an den Buchenklingen — o, ich weiß es nur zu gut — es war an dem verhängnißvollen Tage, an dem ich Wilhelm zuletzt gesprochen — ach, es wird wohl für immer zuletzt gewesen sein!"

In diesem Augenblick ward Amanda gemeldet.

„Ich habe Euch Grüße zu bringen," sagte sie bald nach ihrem Eintreten zu Anna.

„Von wem?" fragte diese unbefangen.

„Von Wilhelm von Wolfstein!" lautete die Antwort.

Anna entfärbte sich — und im nächsten Augenblick glühte sie wieder im hellsten Roth.

Isolde aber fragte für sie im möglichst gleichgültigen Ton: „Ist der Ritter wieder zurückgekehrt?"

„Sein Vater ist todt und er selbst verwundet — er muß sich ausruhen auf Birbaum", berichtete Amanda.

„Ihr kommt um Abschied zu nehmen und ihn zu pflegen?" brachte Anna mühsam nach Fassung ringend hervor.

„Die Pflege von Euren Händen wird ihm willkommener sein!" versetzte Amanda und ergriff Anna's Hand, neben der sie Platz genommen hatte.

Aber Anna sprang jetzt empor: „Genug!" rief sie, „es ist genug! Bin ich eine Schuldige, so macht ein schnelles Ende mit mir, wie es jetzt jener Gerhaus geschieht, für die das Armensünderglöcklein läutet — o ich wollte, ich könnte auch so schnell sterben wie sie, dann hätte dieser unselige Kampf ein Ende."

„Vergebt ihr", sagte Isolde begütigend im Flüster-

ton gedämpft zu Amanda — „sie hat unsäglich gelitten.“

„Vergebt Ihr mir?“ wendete sich Amanda zu Anna. „Ich habe Euch ein Bekenntniß abzulegen: Wilhelm von Wolfstein war Euch treu und fügte sich nur zum Schein in seines Vaters Willen, weil auch ich mich ihm fügte — jetzt bindet uns keine Pflicht, kein Versprechen mehr, Wilhelm ist frei und er hofft, daß Ihr es auch seid und still geharrt habt wie er selbst.“

Anna wußte nicht ob sie wache oder träume, ob es denn Wahrheit sei was sie hörte, oder irgend ein grausamer Spott — wie im Fieber zitternd ergriff sie Amanda's Hand und sie mit fast irren Augen ansehend, rief sie: „Ich kann mein Gefühl nicht länger verbergen — ich will ja all' meine Schwachheit eingestehen und jeden Triumph Euch gönnen, aber redet die Wahrheit.“

„So hört sie von meinem Diener, der Euch dieselben Nachrichten bestätigen mag, wenn Ihr mir nicht glaubt,“ sagte Amanda und wendete sich zur Thür.

Isolde eilte ihr nach und wollte sie mit den Worten zurückhalten: „Bedenkt wo Ihr seid und daß Ihr den Töchtern des Schultheißen mindestens Achtung schuldig!“

Aber schon war Amanda durch die Thür und in das Nebenzimmer geschritten und hatte, auf Isolden's Wort nicht achtend, ihren Begleiter gerufen; — in einen alten Mantel gehüllt und mit einer Kopfbedeckung die, halb Helm, halb Hut, damals von den untern Klassen getragen ward — eine Form nach Art der Bischofmützen, nur niedriger und ringsum von einer breiten Krempe umgeben, die halb herabfallend das Gesicht beschattete — trat der Gerufene ein.

„Bestätigt meine Aussage!“ befahl ihm Amanda.

Anna war auf den Stuhl zurückgesunken, dessen gewaltig hohe Lehne die zarte Gestalt weit überragte, ihr Gesicht glühte und ihre Hände zitterten — Isolde sah mit besorgten Blicken auf die Schwester, für die sie bei deren kränkelnden Zustand nun in jeder Art das Schlimmste befürchtete.

Da warf sich der Eingetretene zu Anna's Füßen, und indem er Hut und Mantel weit von sich schleuderte, mußten die Schwestern Wilhelm von Wolfstein erkennen, obwohl ein Jahr voll Kriegsstrapatzen seine Züge männlich fester geformt und seine Hautfarbe gebräunt hatten.

„Wilhelm!“ rief Anna, und ein unbeschreiblich seliges Entzücken lag in diesem Worte, lag in dem belebten Ausdruck ihres sanften Gesichtes, lag selbst in

der plötzlichen Lähmung, die sie unfähig machte, auch nur ein Glied zu rühren.

Amanda nahm Isolden's Arm und sagte: „Lassen wir sie allein — im Arm der Liebe stirbt sie nicht und wird sich schon wieder erholen!"

„Allerdings wird es gut sein," sagte Isolde, „wenn Ihr mir diese Räthsel löst — indeß es Wolfstein bei Anna versuchen mag — und ich hätte gewünscht, daß Ihr es längst gethan; vielleicht wäre uns Allen viel Kummer und mindestens die quälendste Sorge erspart gewesen."

Wie gern glaubte und vergab Anna dem geliebten Manne! Hing doch einmal ihr ganzes Herz an ihm mit unauflöslichen Banden und fühlte sie, wie diese Liebe ihr Leben war und dies selbst entweder jählings beendet oder allmälig hingeschwunden sein würde, wenn er nicht wieder zu ihr zurückgekehrt wäre. Wie gern vergab sie ihm selbst die Schwäche, mit der er sich seinem Vater untergeordnet, wie gern glaubte sie ihm, daß Amanda ihre Vollmacht überschritten und sie einer härtern Prüfung unterworfen habe, als er selbst gut geheißen hätte. Wurzelte sie selbst doch noch fest in der alten Anschauung ihrer Zeit, die trotz allen immer mehr sich Bahn brechenden Neuerungen es in manchen Stücken doch immer noch mit der untergehenden

Rittersitte des Mittelalters hielt und so auch das Weib noch halb zur verehrten Herrin, halb wieder zum untergeordneten Eigenthum des Mannes machte.

Er konnte abenteuern im Lande umher, konnte alle seine galanten Spiele und Verhältnisse mit andern Frauen mit der Pflicht des Ritters dem schönen Geschlecht gegenüber entschuldigen — dafür aber von seiner Erkorenen die reinste Unschuld und die unverbrüchlichste Treue erwarten, die jeder Lockung widerstand — er konnte die schwersten und peinlichsten Prüfungen über sie verhängen und hatte dann — selbst dem Gefühl der Geprüften gegenüber — nicht einmal die Pflicht der Abbitte, noch das Bedürfniß der Vergebung. Die siegreich bestandene Prüfung war der Triumph des Weibes, wie der Triumph des stolzen Mannes, der sie — wenn eben auch mit der Voraussicht dieses doppelten Triumpfes — für nöthig gefunden, der Lohn dafür war die erhöhte Liebe des Mannes, war seine Hand. Wie auch die Minne- und Meistersänger das Weib als Herrin und Göttin preisen mochten — in Wahrheit war es doch dem Manne untergeordnet, ward in der Ehe gewissermaßen erst durch ihn erhoben und galt es auch für die Ehre seines Hauses, so galt doch sklavische Unterwürfigkeit unter

des Mannes Willen meist als des Weibes höchste Tugend.

Gleich andern einzelnen Ausnahmen, wie es dieselben zu allen Zeiten gegeben hat und wie sie sich mehrten in einer Zeit so gährender Elemente, wie sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sich geltend machten, war Isolde über diese Anschauungen fast von frühester Jugend an hinausgeeilt, indeß Anna ganz und gar in ihrem Befangen geblieben. So hing sie auch jetzt demüthig und hingebend, voll seligem Bewußtsein in Wolfstein's Armen und fand volle Genüge in seinen halben Erklärungen, indeß Isolde viel weniger befriedigt war von den ganzen Amanda's.

Aber wie hätte sie mögen das Glück der Schwester trüben nur durch solch' eine Bemerkung, viel weniger durch eine Einwendung und Störung? War sie befriedigt, fand ihr so lange und vielfach gequältes Herz endlich einen Augenblick des Glückes, der süßen Genugthuung, wie hätte sie ihr den verbittern mögen? Was sie aber gegen Amanda allein darüber laut werden ließ, das veranlaßte diese zu der Bemerkung:

„Ihr denket auch in diesem Punkt wie Ulrich und so seid Ihr auch in allen Stücken seine Geistesverwandte!“

Es war geschickt von Amanda, das Gespräch von

sich selbst und Wolfstein ab und auf Ulrich zu lenken — jetzt war Isolde an einen andern Gegenstand gefesselt — jetzt war sie selbst das liebende Weib, das kein anderes um seiner Liebe willen zu verurtheilen wagte.

„Er hat Wolfstein bei sich beherbergt", sagte Amanda, „aber nicht er selbst wollte sein Führer hierher sein, sondern er sandte mich, Euch vorzubereiten. In demselben Augenblick empfing er die Nachricht, als er mir die tröstliche brachte, die wenigstens für jetzt Euer Bemühen für ihn überflüssig machte."

„Ihr habt doch geschwiegen?"

„Ich habe es!" antwortete Amanda, „aber es ist mir schwer genug geworden — dies Wort von mir hätte ihn zum glücklichsten Sterblichen gemacht — denn schon das eine, das ich von Euch sprach, reichte hin, ihm ein Geständniß von Empfindungen zu entlocken, die er sonst mir schwerlich würde vertraut haben — und die er wohl Euch selbst bisher verschwieg!"

Isolde senkte die langbewimperten Augenlider zu Boden und sagte, indem sie sich den Schein geben wollte, als habe sie die letzten Worte überhört und darum eben mit um so größerer Beklommenheit: „Er versuchte mich zu sehen, da ich ihn gebeten, wenn es

ihm möglich, mir den Ausgang jenes für ihn so verhängnißvollen Hüttentages wissen zu lassen — aber er hat mich verfehlt und so bin ich nur im Allgemeinen beruhigt."

Isolde hatte an dem Tage vor dem erwähnten Hüttentage den Propst Kreß gesprochen — ihr hatte dieser all' sein Bangen um Ulrich mitgetheilt, — wie schlimm es mit ihm stände durch jene Schrift und wie das Traurigste für ihn zu fürchten sei — daß er wohl kaum ein zweites Mal dem schimpflichsten Loose entgehen könne — zumal diesmal keine Elisabeth mehr für ihn bei dem Kaiser bitten könne. — Diese Worte hatten bei Isolde gezündet — warum konnte denn sie selbst das nicht? Sie besaß ja die Nadel Elisabeth's deren Ueberbringerin der Kaiser ja ein für allemal Gewährung ihrer Bitte zugesichert! So von Angst und Hoffnung zugleich durchdrungen, war sie zu Amanda gleich geeilt — sie kannte ja den Kaiser — vielleicht wußte sie einen Weg zu ihm, wenn es Noth thut, vielleicht schlug er ihr so wenig etwas ab, wie einst Elisabeth, gewährte er um so lieber die Bitten einer Schwester.

Amanda kannte schon die Geschichte der silbernen Rose, die einst Ulrich wieder zur Freiheit, wie zur Aufnahme in die Hütte verhalf, kannte sie durch

den Kaiser selbst — aber noch war er in Trient — indeß ging die Sage, daß er wohl bald einen Reichstag in Augsburg halten und selbst dahin kommen werde. Dort war er schon erreichbar und sie konnte hoffen, eine Fürbitte für den Bruder an ihn bringen zu können.

Aber jetzt hatte sich ja Isolden's Angst als übertrieben erwiesen — ja jetzt war für den Einzelnen sowohl wenig zu fürchten, als selbst, wenn zu fürchten, zu thun — jetzt stand er nicht allein mehr, sondern gewissermaßen an der Spitze einer Bewegung, von der es ungewiß war, welchen Ausgang sie nehme, und ob selbst ein Kaiser ihr gebieten, oder den, der sie veranlaßt, beschützen konnte. Und so hatte Isolden's Schritt bei Amanda jetzt keine andere Folge, als daß sie durch ihre Angst für Ulrich ihre Liebe zu ihm, wie ihr geistiges Einverständniß mit ihm verrieth.

Doch Isolde dachte immer weiter; beim Maurerhof von Straßburg einen Fürsprecher für Ulrich und seine Schrift zu finden, erschien ihr am unerläßlichsten. Ein Kirchenfürst und ein freier Maurer zugleich mußte es sein. Daß sie von dem alten Propst Kreß in dieser Beziehung nichts erwarten konnte, wußte sie, nicht allein, weil er Ulrich's Oheim war und sein Fürwort als das für einen Verwandten kein anderes

als parteiisches Gewicht haben konnte, sondern weil sie seine Aengstlichkeit bei allen Dingen, die ihn mit Andern, besonders mit geistlichen und weltlichen Behörden in Konflikt bringen konnten, fürchtete. An ihn also dachte sie nicht. Aber wohl erinnerte sie sich Georg's III., Schenk von Limburg und Bischof von Bamberg, der auch als Mitglied in die Baubrüderschaft aufgenommen, ein aufgeklärter und unternehmender Herr, Ulrich's spezieller Gönner und Freund — und auch der ihrige war. Hatte er ihr doch gesagt, da er der Gast ihres Hauses war und sie für viele Andere bei ihm bat, nur für sich selbst keinen Wunsch ausgesprochen hatte, daß es seine größte Freude sein würde, wenn er ihr einmal selbst einen Dienst leisten und ihr seine Verehrung durch eine Handlung für sie bezeugen könnte.

Dem Bischof also sandte sie Ulrich's Buch, beschwor ihn, es zu prüfen, setzte voraus, daß er seinen Ansichten beistimmen und Alles thun müsse, um denselben Geltung zu verschaffen. „Ich bin nur ein schwaches Weib,“ sagte sie, „aber ich fühle, daß ich jedes Opfer mit Freuden bringen würde, das man von mir fordern könnte, um meine Ueberzeugung zu besiegeln. Leider bin ich nur ein schwaches Weib — und darum nicht in dieser Lage — ich kann nur bitten und Euch

beschwören, mein Flehen zu erhören, wie Ihr mir einst verspracht. Ihr werdet nicht geschehen lassen, daß der edelste Mann, weil er die Wahrheit redet und für eine gerechte und erhabene Sache im Dienste des Christenthums, der Kunst und der Menschheit kämpft, darum leiden und vor der Welt als ein Ausgestoßener und gefährlicher Neuerer erscheinen müsse. Ihr, der hochwürdige Bischof, werdet die Sache, für die der arme Bruder kämpft, zu der Eurigen machen und dadurch wird sie siegen und Millionen werden Euch segnen! Den wärmsten Dank dafür wird Euch aber widmen Eure gehorsame Tochter Isolde."

Niemand wußte etwas von diesem Brief und Isolde hütete sich wohl, auch Amanda davon zu sagen, da sie aber wußte, daß diese auch den Bischof kannte, so fragte sie nur dieselbe, ob sie glaube, daß der Schenk wohl auf Ulrich's Seite stehen werde.

Amanda zuckte die Achseln und sagte nur: „Man weiß das bei großen Herren niemals voraus. Bei harmloser Unterhaltung, wohl gar bei einem Bankett oder noch mehr einer schönen Dame unter vier Augen gegenüber sprechen sie so, daß wir darauf schwören möchten, sie würden jedes kühne Wort unterstützen, wohl gar ihm Geltung verschaffen und einer Dame keine Bitte, und wäre es die allerkühnste, abschlagen

— in ihren Kanzleien aber und auf ihren Synoden oder noch höher gestellten und gekrönten Häuptern gegenüber klingt die Sache nachher ganz anders und sie versichern uns, daß wir von den öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten so wenig verstünden, daß sie ein uns nur aus Artigkeit gegebenes Versprechen in solchen Dingen nicht zu halten brauchten — so möcht' ich auch nicht wagen, den Bischof für meinen Bruder in eine solche Versuchung zu führen."

Isolde mußte Amanda seufzend bei dieser für sie wenig tröstlichen Ansicht beipflichten — aber sie verrieth nicht, daß sie den Bischof schon in dieser Weise — in Versuchung geführt.

Als so die Beiden zusammen sprachen, hatten sie ganz überhört, daß es unter ihren Fenstern schon wieder lebhaft herging — die Menge kam vom Richtplatz zurück — das Schauspiel war durch den Zwischenfall früher beendet als außerdem — die Schwestern selbst hatten gemeint, noch ein paar Stunden Zeit zu haben bis zur Rückkehr des Schultheiß — Anna zählte die Stunden noch weniger als Isolde und hatte alles Andere vergessen, als das Wiederfinden des Geliebten.

Da plotzlich nahten der Thür gewichtige Männertritte — gegen seine Gewohnheit trat der Schultheiß bei seiner Rückkehr gleich in die Zimmer seiner Töch-

ter, die außergewöhnliche Begebenheit zu berichten, die ja für Isolde besonderes Interesse haben mußte, da sie einst die Fürsprecherin des Nachrichters Hartwig Rother bei dem Bischof und bei ihrem Vater die für Gerhaus gewesen.

So trat er ein und fand Amanda und Isolde.

Auf ihr erschrockenes: „Schon zurück?“ das eben so gut sich noch hinter der Verwunderung darüber verstecken konnte, erzählte er in bester Laune den seltsamen Vorfall.

„So gibt es statt einer Hinrichtung eine Hochzeit!“ endete er lachend, und jetzt fügte er hinzu: „Wo ist Anna? — drinnen — wer spricht mit ihr?“ und er ging auf die Nebenthüre zu.

Da trat ihm Isolde entgegen, faßte seine Hand und sagte:

„So warst du kein strenger Richter auf dem Richtplatz — sei es auch nicht in deinem Hause — eine Hochzeit statt dem Todesurtheil! — Ein Wort der Gnade auch hier! Anna liebt einen Verurtheilten oder Begnadigten! er ist gekommen, bei dir zu werben, doch erst mußte er ihr selbst sich erklären, er wartet auf deine Rückkehr — o, zürne nicht — sei ein gnädiger Vater, wie ein gnädiger Richter!“

Aber der Schultheiß zog die Stirne in Falten

und stieß nach seiner Gewohnheit die Thür mit dem Fuße auf.

Anna und Wolfstein sanken zu seinen Füßen.

„Wolfstein!" rief er drohend, „so mißbraucht Ihr mein Hausrecht!"

„Ein Verurtheilter, der sich freiwillig stellt," sagte Wilhelm, „ein Sohn, der gekommen, um jede Schuld zu sühnen, die sein Vater auf sich geladen, der Euch und dem Rathe von Nürnberg jede Sühne bietet, die er verlangen mag, aber nur um diesen Preis!"

Er ergriff Anna's Hand, die, tief erschüttert, kein Wort zu sprechen wagte.

Amanda und Isolde legten ihre Hände auf die Arme des Schultheißen und flehten für das Paar.

„Ihr auch?" sagte er zu Amanda, „Ihr hießet ja seine Braut?"

„Ich auch," antwortete sie. „Wir erklären Euch Alles — aber zürnt nur nicht."

„O, über die Weiber!" rief der Schultheiß mit dem Fuße stampfend, und sagte doch milder: „Ein Richter verurtheilt weder, noch begnadigt er ungehört — wir werden vorerst ein ernstes Worte zusammen sprechen, Junker von Wolfstein — jetzt seid Ihr mein

Gefangener. Ich verhöre Euch allein und ohne Mädchenthränen!"

Die Jungfrauen blickten den Beiden hoffend nach, die das Zimmer verließen.

X.

Volksjustiz.

Philipp Echter, der Plattnergesell und Jerta's Bruder war endlich von der Wanderschaft, auf der er so spät erst die Kunde von dem Tode seines Vaters erhalten hatte, zurückgekommen, und zwar nur kurz vor dem zu der Hinrichtung anberaumten Tage.

Sein erster Gang, nachdem er von den Plattnergesellen in seiner Werkstatt gehört hatte, daß Jerta noch im Klarakloster sei, war zu ihr gewesen, um sie zu sich in die Wohnung ihres Vaters wieder heim zu holen. Er selbst hoffte nach abgelegtem Probestück hier Meister zu werden und die Werkstatt seines Vaters übernehmen zu können. Mit Staunen und Entrüstung hörte er, wie nicht nur Jerta von Martin Löffelholz verfolgt worden, daß vielleicht nur das Kloster ihr habe Schutz gewähren können, sondern wie auch durch seine Anordnung der Rath dem Geschäfte die schon

bestellte Arbeit entzogen habe und allerlei nachtheilige Reden darüber in Umlauf gesetzt, so daß beinahe das Geschäft zu Grunde gegangen, wenn nicht der Schultheiß, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Tochter, daselbst größere Bestellungen gemacht und somit das Zeugniß abgelegt habe, daß auch nach dem Tode des Meisters die Gesellen noch wacker zu arbeiten verstünden. Und immer noch mehr staunte er, wie ohne dies Beispiel und ohne die Verwendung eines Malerlehrlings von Meister Dürer bei diesem und dessen mächtigeren Freund Pirkheimer die Werkstatt geschlossen und alle Arbeiter entlassen werden sollen, gleich als ob gar kein Erbe da sei sie in Kurzem zu übernehmen. Als aber vollends Jerta Alles schilderte, was sie durch Löffelholz gelitten und wie Georg Glockendon ihr einziger Beistand gewesen, da rief Philipp entrüstet:

„Und wo blieben die Fäuste und Fäustel der Plattner? Du hättest nicht nöthig haben sollen dich vor einem solchen Schuft zu verstecken! kurz und klein, blau und braun hätten sie ihn prügeln müssen, wäre ich da gewesen! und mir scheint, dazu ist noch alle Tage Zeit — ob Rathsherr oder nicht — wenn eben der Rath nicht hilft gegen eine solche Kreatur, dann muß sich unsereins selber helfen und ihm zeigen, was es zu bedeuten hat gegen ehrliche Handwerker also zu verfahren!“

Georg und Jerta feierten in der alten traulichen Wohnstube, in der sonst Georg so oft am Krankenbette ihres Vaters geweilt, ein seliges Wiedersehen, wenn sie auch für gut befanden, um der beiderseitigen Jugend willen dem Bruder noch nicht zu verrathen, was sie einander waren. Erst wollte sich ihn Georg zum Freund gewinnen, ehe er wagte sich ihm zum Schwager anzubieten. An die Gründung eines häuslichen Herdes konnte er ja doch so bald noch nicht denken, und so war es besser, es blieb Geheimniß, was erst einer künftigen Ernte entgegenreifen wollte.

Aber um so mehr suchte Georg bei dem Bruder seines Liebchens sich einzuschmeicheln. Und es gab ja auch so Manches, das für ihn sprach. Er hatte Jerta unter den Schutz der edelsten und angesehensten Jungfrau gebracht und damit dem ererbten Geschäft die Protektion des Schultheißen zugeführt — er hatte selbst trotz dem Opfer sie nicht mehr oder doch nur höchst selten in dieser Zeit sehen zu können, sie durch dieselbe Beschützerin in das Klarakloster gebracht — das mußte ja auch für seine fromme Gesinnung, seine edlen und uneigennützigen Absichten sprechen. Georg war schlau genug auf diese Weise alle kleinen Vortheile auszubeuten, die sich ihm boten, ohne daß er sich dadurch zu offenbaren Lügen herabwürdigte und

wie er von dem Vater Echter wohl gelitten gewesen, so war er es auch von dem Sohne.

An dem Tage, der zu Gerhaus' Hinrichtung bestimmt war, befand sich Georg in der aufgeregtesten Stimmung. Der Fluth hatte er sie entrissen, aber dem Henker vermochte er sie nicht zu entreißen. Der Tod in den Wellen, den sie sich selbst gab, mochte eine Sühne sein für das Verbrechen, das sie begangen, eine Flucht aus dem Leben und von noch tieferem Fall — aber für eine in Verzweiflung verübte That erschien Georg dies schimpflichste Urtheil zu hart und doppelt, so lange der, welcher sie zu dieser That getrieben, nicht nur frei ausging, sondern geehrt in Amt und Würde blieb und ungestraft neue Schandthaten verüben konnte, wie er schon viele verübt und noch mehr versucht hatte. Georg's Haß gegen Löffelholz, der Anfangs nur von der Eifersucht erzeugt worden, aber nachdem er bei ihm vergeblich für sein Opfer gebeten und, statt seinen Zweck zu erreichen, nur Schimpf und Hohn von ihm empfangen hatte, zur Verachtung geworden war, steigerte sich nun zu einer Art von Wuth, und in solcher Stimmung schilderte er alle Verbrechen des Rathsherrn Löffelholz, die fast er allein durch Gerhaus kannte, Philipp Echter mit der beredtesten Zunge — und es bedurfte nicht viel diesen zu einem gleichen

Zorn zu entflammen, der bald keine Grenzen mehr kannte — oder vielmehr auf ein bestimmtes Ziel losarbeitete.

Georg arbeitete auch an diesem Morgen wie gewöhnlich in Meister Dürer's Werkstatt, der auch niedergeschlagen vor seiner Staffelei saß, von dem Gedanken gefoltert, daß ein Meisterwerk der Schöpfung, wie Gerhaus' Körper, eben von rohen Menschenhänden vernichtet werden sollte, und daß in einer so schönen Hülle eine verlorene Seele gewohnt, indeß Frau Dürerin es sich nicht nehmen ließ, in ihrem besten Staat mit andern Frauen ihrer Art hinaus auf den Richtplatz zu eilen, um den Triumph zu haben ein Geschöpf sterben zu sehen, dem sie stets ein solches Ende nicht nur prophezeit, sondern auch vom Herzen gegönnt hatte. Auch noch jetzt hatte Dürer um Gerhaus willen einen schweren Strauß mit seiner Rechenmeisterin zu bestehen gehabt: sie wollte, er solle das Bild, das er von Gerhaus gemalt, noch fleißig kopiren oder in Holzschnitt vervielfältigen und auf dem Richtplatz feilbieten lassen, um doch, so wie sie sagte, „von dieser schimpflichen Bekanntschaft noch einen erklecklichen Nutzen zu ziehen.“ Er aber weigerte sich dessen standhaft und erklärte, daß er seine Kunst nicht zur Gemeinschaft mit dem Henker herabwürdige, auch nimmer

Nutzen ziehen möge weder vom Verbrechen noch vom Elend seiner Mitmenschen.

Auch Philipp Echter war zur Gerichtsstätte gegangen — er sah Martin Löffelholz auf der Tribüne dem Schaffot gegenüber — und der frechen Stirn des alten Sünders gegenüber, gerieth der heißblütige, aber unverdorbene junge Handwerker in eine Stimmung, in der er am liebsten gleich auf den Rathsherrn eingedrungen wäre, ihn mit Schimpf und Schande von seinem Platz zu verjagen. Aber da er im Augenblick eine solche Handlung doch auch für unthunlich erkannte, so bemühte er sich nur seine Umgebung auf Löffelholz aufmerksam zu machen, und die ohnehin schon gegen ihn gereizte Menge noch mehr zu reizen. An Schimpfworten und Schmähreden, von denen so manche bis zu seinen Ohren drangen, fehlte es ohnehin schon nicht, und vielleicht wäre es gleich jetzt und hier trotz des Respektes, den selbst der Nürnberger Pöbel vor dem Rath empfand, zu einem Ausbruch der damals noch oft geübten Volksjustiz gekommen, wenn nicht der Ausgang des Schauspiels auf dem Schaffot ein anderer gewesen wäre, als man erwarten konnte. Das von Allen unvorhergesehene Ereigniß gab der allgemeinen Stimmung einen andern Ausdruck, dem Interesse eine andere Richtung — und ließ selbst in diesem Augen-

blick den Fluch, den man für Löffelholz bereit hatte, zurückgehalten werden: denn jetzt war er ja kein Mörder, wenn man auch hinterher sich wieder sagte, daß dies keineswegs sein Verdienst war und seine Schlechtigkeit nicht aufhob.

Aber der Tag einer Hinrichtung war stets ein Volksfest. Fremde waren dazu von nah und fern herzugeströmt, die Werkstätten blieben meist geschlossen, die Arbeit feierte und in den Trinkstuben herrschte ein reges Leben. Da fand auch Philipp Echter Gelegenheit genug, die Volksmenge, die einmal in der Erwartung eines grausamen Schauspiels aufgeregt war und sich noch nicht befriedigt fühlte, sondern noch irgend einen neuen Exzeß, einen neuen Skandal begehrte, dazu aufzustacheln — einen solchen selbst zu verüben.

Einem grausamen und ungerechten, dabei unvollständigen und parteiischen Richterspruch gegenüber fühlte sich das Volk um so mehr in seinem Rechte, auch selbst zu verurtheilen und zu richten. Als daher Philipp Echter in der Dunkelheit mit seinen und andern Plattnergesellen vor das Haus des Rathsherrn Löffelholz zog ihn zu verhöhnen und zu beschimpfen, so hatte sich bald ein großer Pöbelhaufen davor gesammelt, der Spottlieder sang und sie mit allerlei Gelärm begleitete.

Daß der Rathsherr heimgegangen war, wußte man und konnte es auch an dem Licht sehen, das in seinem Zimmer brannte — jetzt sah man einen Schatten an demselben vorüberhuschen und es verlöschen — aber in dem nämlichen Augenblick, wo er sichtbar ward, flog auch aus der Volksmitte nach ihm geschleudert ein Stein klirrend durch das Fenster. Und wie es bei solchen Anlässen immer geht: es liegt etwas Ansteckendes in jeder kecken, sogar in jeder verruchten That — nachdem einmal der erste Stein geschleudert war, so folgte ihm ein ganzer Hagel von Steinen nach.

Pirkheimer war gerade bei seinem Schwager, dem Bürgermeister Martin Geuder, als dieser die Meldung erhielt, daß ein Volkshaufe das Haus des Herrn Löffelholz stürme und die Wuth gegen denselben in ungebändigtster Weise äußere.

Der Bürgermeister stampfte unwillig mit dem Fuße und sagte zu Pirkheimer: „Hätte man uns doch mit dieser Meldung verschont! nun müssen wir einschreiten um das Ansehen des Rathes zu retten, denn was würde denn aus uns, wenn wir solche Volksjustiz unbeschränkt und ungestraft dulden wollten. Verdient aber hat er eine Strafe, die wir ihm nicht auferlegen konnten — und nun sollen wir ihn auch noch beschützen!"

Pirkheimer pflichtete dem vollständig bei — ihm war der ungebildete Kollege, der nur für die materiellsten Genüsse Sinn hatte und durch sein Betragen dem Rathe wenig Ehre machte, stets ein Dorn im Auge gewesen.

Unter solchen Ansichten war es nun wohl nicht anders zu erwarten, als daß die Anstalten, den Tumult vor dem Hause des Rathsherrn Löffelholz zu stillen, zwar getroffen, aber ziemlich lässig betrieben wurden. Man sandte erst nur einige Stadtknechte dahin, die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen, und da dies nichts fruchtete, sollten die Stadtsoldaten herbeigerufen werden, den Platz zu räumen. Aber sie erschienen erst wie schon geschehen war, was sie verhindern sollten.

Die einmal aufgeregte Menge ließ ihrem Un- und Uebermuth immer mehr die Zügel schießen.

Wie den Spottliedern und Schimpfreden die Steinwürfe gefolgt waren, so folgte diesen ein förmlicher Sturm auf das Haus.

Philipp Echter selbst drang mit Andern durch die aufgeschlagene Hausthür hinein.

Die meisten Häuser der reichen Patrizier in Nürnberg hatten doppelte Treppen — eine größere Treppe, die von Außen in alle Stockwerke führte, und eine

kleinere, die, innerlich meist gleich in den Zimmern mündend, klein und schmal, nur zum innern häuslichen Verkehr angebracht war.

Auf einer solchen war Martin Löffelholz aus dem obern Stockwerk in's Erdgeschoß und in den Hof geeilt; dort hatte er sich vor der andringenden Menge in einen Waarenschuppen geflüchtet und suchte da ein Versteck, bis er entweder einen geeigneten Augenblick finde durch das Hinterpförtchen in ein Seitengäßlein zu entschlüpfen oder wagen konnte sich wieder ungefährdet in seine Gemächer zu begeben.

Jetzt schien ihm der Augenblick zum Ersteren günstig — in der Dunkelheit tappte er in dem ihm wohlbekannten Lokale bis nach dem Ausgang — da auf einmal ward es vor ihm hell — mit einer brennenden Kerze trat eine Gestalt durch das Pförtchen — es war ein junger Priester, bleich wie der Tod und mit irren Augen — aber er erkannte den Rathsherrn.

„Man hat mich geschickt, Euch für Gerhaus Storch zum Schaffot zu führen; Ihr seht, man ist Euch gnädig, auch Ihr sollt nicht ohne den Beistand eines Priesters sterben, dem Ihr noch eben Zeit habt alle Euere Sünden zu beichten.“

Löffelholz sank zitternd vor dem unbeweglich stehenden Pater nieder — wie graute ihm vor dieser Er-

scheinung — fassen konnte er diese Worte nicht — das war ja nicht möglich — das war ja allem Rechtsgang in Nürnberg zuwider und ein solcher Fall noch niemals dagewesen — dagewesen war es freilich auch eben so wenig, daß ein Pöbelhaufe das Haus eines Rathsherrn gestürmt hatte — wenigstens war das seit langer Zeit wieder der erste Fall dieser Art — noch vor einer Stunde hätte er ihn für unmöglich gehalten — ja schon den ganzen Tumult vor seinem Hause hielt er so lange für unmöglich, bis er sich unmittelbar desselben bemächtigte.

Konnte es mit seiner Person nicht derselbe Fall sein wie mit seinem Hause?

Zitternd sank er in seine Kniee, von den Schlägen seines Gewissens wie von der Angst des Augenblickes gleich sehr betäubt — „Erbarmen!“ rief er mit fast erstickter Stimme — wohl erkannte er den Priester, der heute Gerhaus auf das Schaffot begleitet hatte.

„Wißt Ihr von wem Ihr Erbarmen verlangt?“ fragte Crescentius; „von Euerm Sohn, den Ihr ausgestoßen habt gleich dem Kinde, dessen Mutter heute für Euere Missethat büßen sollte — von dem Sohne Adelgunden's! Sie wollte mich in ihrem letzten Stündlein als ihren Sohn erkennen, aber ich wies die Mutter zurück, die mich so lange verleugnet hatte, von der

Stunde meiner Geburt bis auf diesen Tag, bis zur Stunde ihres Todes — ich verweigerte ihr den Segen, den sie forderte, und so ist sie in ihren Sünden gestorben — seitdem verfolgt mich ihre ruhelose Seele, die im Fegefeuer nach Erlösung vergeblich schmachtet, durch meine Schuld — und so kam ich zu Euch in Euerem letzten Stündlein, es soll Euch nicht auch also ergehen — ich will Euere Beichte hören!"

„Crescentius!" stöhnte Löffelholz.

Jetzt wurden die Tumultuanten im Hause durch eines der in den Hof hinausgehenden Fenster auf den Lichtschein im Hofe aufmerksam, und eine Stimme rief so laut, daß man es auch im Hofe durch das offene Fenster hören konnte:

„Wahrhaftig! da unten ist er — und noch dazu mit Licht!"

Indeß Einige sofort hinabstürzten, riefen andere Stimmen: „Laßt ihn, ein Priester ist bei ihm!"

Bei der Bemerkung über das Licht ermannte sich Löffelholz plötzlich und rief zu Crescentius: „Um Gotteswillen löscht die Kerze, hier lagert ein Pulverfäßlein."

Crescentius blickte mit irren Augen um sich — auf einmal schlug er ein helles Gelächter auf und rief: „Dann ist's ja gleich geschehen und uns Allen geholfen!"

Er schleuderte die Kerze zur Seite.

Löffelholz schrie auf und sprang dahin.

Es war zu spät.

Ein plötzlicher Krach erfolgte.

Es war nur ein Moment — Flammen schlugen empor, ein erstickender Qualm verbreitete sich ringsum — das Gebälk krachte — eine furchtbare Explosion stürzte das ganze Haus zu einem Trümmerhaufen.

Crescentius und Löffelholz und viele der Tumultuanten waren darunter begraben.

Philipp Echter und Andere wurden aus dem Schutt hervorgezogen und kamen mit schweren und geringen Verwundungen davon.

Nicht Alle begriffen Alles.

Nur Georg Glockendon und Ulrich erriethen die ganze Wahrheit.

Crescentius war wahnsinnig geworden.

Schon lange hatte er sich in einer traurigen Gemüthsverfassung befunden. Dem Wahnsinn nahe war er schon damals gewesen, als ihn Ulrich in Italien aus einem Sumpfe gerettet hatte. Crescentius hatte sich von Zweifeln gequält gefühlt, die er nicht zu bewältigen gewußt hatte. Er vermochte weder einen rechten Kampf für, noch gegen sie zu wagen — und so ging er an ihnen zu Grunde. Als er Ulrich kennen

gelernt und ihm seine Qualen gestanden hatte, waren sie für einige Zeit gemildert worden durch Ulrich's zugleich aufgeklärten Geist und reinen Sinn, durch die Begeisterung und Gemüthswärme, die er hier in seltener Vereinigung traf. Aber indeß Ulrich sich nicht mit nutzlosen Zweifeln quälte, sondern den Kampf aufnahm für die Wahrheit, und von den Formen, die er für überlebt erkannt, sich loszumachen strebte, besaß Crescentius weder die Kraft zu einem gleichen Streben, noch die Demuth sich blind zu unterwerfen, und so fühlte er sich auf's Neue in innere und äußere Kämpfe durch seinen Beruf verwickelt, denen er nicht gewachsen war. Es gab für ihn nach beiden Seiten hin nur Niederlagen und keinen Sieg!

Und so wie in seinem innern Leben rang er auch in seinem äußern. Er entdeckte das Geheimniß seiner Geburt, und hätte Alles darum gegeben es nicht zu wissen — er fand seine Mutter, und wenn er auch nicht wagte ihr zu fluchen, so verleugnete er sie doch und war weit davon entfernt sie zu segnen — er fand seinen Vater und floh ihn, weil er ihn verachtete.

Als er von dem Tode seiner Mutter hörte, wachten Stürme in ihm auf, die ihn der Schuld an ihrem Tode ziehen oder ihn doch um seiner Lieblosigkeit als Sohn, seiner Härte als Priester willen verklagten —

er war seitdem von Gewissensbissen gequält, und schon kamen ihm jene Anfälle von Wahnsinn wieder, die er bereits gehabt hatte, als er Ulrich kennen gelernt.

Nun kamen noch die Erschütterungen hinzu, die ihm Gerhaus bereitete. Sie klagte seinen Vater an und er mußte ihn verdammen — aber schon fühlte er sich verfolgt von dem Gespenst seiner Mutter — es war der Wahnsinn, der seine Krallen nach ihm ausstreckte.

Nun mußte er Gerhaus zur Richtstatt begleiten. Es war zum ersten Male in seinem Leben, das solch' ein trauriges Amt ihm ward — er sah in ihr das Opfer seines Vaters — sah diesem Vater selbst sich gegenüber — so hatte seine Seele schon so viel Qualvolles empfunden, daß er kaum noch ein Gefühl hatte bei der veränderten Situation auf dem Richtplatz.

Am Abend hörte er, daß man das Haus seines Vaters stürme — es trieb ihn auch dorthin — der Wahnsinn bemächtigte sich seiner vollständig, und so geschah durch ihn das Schreckliche.

Der Tod vereinigte Vater und Sohn zum ersten Male.

XI.

Ein Bündniß.

Als der Schultheiß von Weichsdorf die Anerbietungen, die ihm Wolfstein gemacht, und noch mehr Anna's rührende Bitten, wie die Vorstellungen Isolden's gehört hatte, machte er ihm die Pflicht, sich zuförderst dem Rath zu stellen und mit ihm zu unterhandeln, denn nur einem Freunde Nürnbergs, aber keinem übermüthigen Ritter könne er sein Kind vertrauen.

Darin lag wohl eine Prüfung, aber auch eine Gewähr, denn es war vorauszusetzen, daß der Rath, der einen Jauernberg begnadigt hatte, um so lieber einen Wolfstein begnadigen werde, der nicht als ein Bittender kam, sondern mit vortheilhaften Anerbietungen, die Niemand weniger geneigt sein konnte von der Hand zu weisen als der Rath von Nürnberg, der auf jede auch noch so kleine Gebietserweiterung, jede neue Gerechtsame, die er ohne Opfer erlangen konnte, einen so außerordentlichen Werth legte.

Bis zu dieser Entscheidung verlangte der Schultheiß, daß sich die Liebenden nicht sähen und ihr Verhältniß ein Geheimniß bliebe, damit man auf ihn

selbst keine Rücksicht nehme und er bei diesem Handel ganz aus dem Spiel gelassen ward.

Wolfstein kehrte darum, nachdem er seine Anerbietungen gemacht und sein Ehrenwort gegeben hatte sich nicht aus seinem Besitzthum zu entfernen, nach Birbaum zurück. Der Rath ging in allen Stücken mit gewohnter Umständlichkeit zu Werke, und so brauchte er auch Zeit, um diese Sache zu überlegen und zu ordnen.

Indeß konnte Wolfstein dieselbe auch benutzen, seine Muhme günstig für Anna zu stimmen. Konnte er ihr doch mit gutem Gewissen Anna fast in Allem als ein Gegenstück von Amanda schildern, welche die Muhme freilich erst als Wolfstein's Braut gewünscht und betrachtet hatte, von dem Augenblicke aber schon, wo sich diese der strengen Hausordnung auf Schloß Birbaum nicht hatte fügen wollen, Abneigung gegen sie empfand. Als aber Fräulein von Wildenfels auf so auffallende Weise aus Birbaum geflohen war und im stolzen Nürnberg Zuflucht suchte und fand, da bedurfte es nicht erst noch anderer abenteuerlicher Gerüchte über sie, die später bei Fräulein von Wolfstein einliefen, um diese zu ihrer offenbaren Feindin zu machen, bereit Alles aufzubieten, daß nicht ein solches wildes Reis dem edlen Stamme von Birbaum einverleibt werde. Zwar hätte sich Wilhelm durch keine

Rücksicht auf die alte Muhme bestimmen lassen ihrer Zufriedenheit sein Herzensglück aufzuopfern, allein da er gewohnt war sie fast wie eine zweite Mutter zu betrachten, hätte es ihm doch weh gethan ihrem Willen entgegenhandeln zu müssen. War es ihr nun schon auch nicht recht, daß Wolfstein im übermüthigen Nürnberg die Gemalin suchte, so war doch Anna's Vater wenigstens ein Wappen- und kaiserlicher Schildträger, und eine solche Verwandtschaft eher zu ertragen als die mit einer hochmüthigen Krämersippe. Das alte Fräulein fügte sich mit einem tiefen Seufzer in diese Wahl, aber sie fügte sich doch und gab weitere Intriguen auf, weil sie gesehen hatte, wie ein hochadeliges Fräulein durch sein Betragen der Familie auch keine Ehre gebracht.

Indeß that auch Isolde, immer auf das Glück der Schwester bedacht, das Ihrige, um die Hoffnungen darauf nicht wieder scheitern zu sehen.

Sie ging zu Pirkheimer, vertraute ihm die Geschichte von Anna's und Wolfstein's Liebe, und bat ihn bei dem Rath die Angelegenheit des Letztern zu seinen Gunsten ordnen zu helfen.

Pirkheimer versprach das Seinige zu thun, und fügte hinzu, daß schon zwei andere Fürsprecher, Amanda und Ulrich, ihn mit dieser Sache betraut, und daß es nicht erst noch ihres eigenen Vortrags bedurft hätte,

ihm diese Angelegenheit an das Herz zu legen. „Ich bin glücklich Euch dienen zu können!“ schloß er, „und dabei nimmt mich nur Eines Wunder: „Ihr selbst bietet Alles auf, einem liebenden Paar zu seinem Glück zu verhelfen — und doch haben sowohl immer Euere Worte als Euere Handlungen die Welt — und nicht minder Euere Freunde glauben gemacht, daß Ihr die Liebe wie die Ehe in gleicher Weise gering achtet und nichts davon wissen möget. Wie soll ich mir das zusammenreimen?“

Isolde erröthete und senkte die langbewimperten Augenlider herab, den feuchten Glanz der Augen zu verbergen. — „So seht Ihr jetzt, wie ich mißverstanden worden!“ entgegnete sie ihm.

Er blickte sie fragend an — hätte Freund Dürer ihn doch vielleicht ihr verrathen? aber auf keinen Fall wollte er sich selbst ihr gegenüber etwas vergeben — ja er wollte die Gelegenheit benutzen, sie um jeden Preis zu der Ueberzeugung zu bringen, daß es ihm nie ernstlich in den Sinn gekommen, ihr etwas Anderes als Freund sein zu wollen, und daß er das Glück, von ihr geliebt zu werden, gern einem Andern, natürlich nur einem solchen, den er seiner Freundin für würdig hielt, gönnen wollte, darum sagte er: „Ihr habt allerdings im Interesse Eurer Schwester so ent-

schieden für das Recht der Liebe gekämpft, daß man nicht anders glauben möchte, denn daß Ihr auch für Euch selbst einen gleichen Kampf zu kämpfen entschlossen wäret — und dann seid versichert, daß Ihr auf meinen Beistand noch viel entschiedener rechnen könnt, als in der Angelegenheit Eurer Schwester — ich trete damit denselben nicht zu nahe, aber wer das Glück hat die Töchter des Schultheißen zu kennen, der weiß auch, daß die sanfte Jungfrau Anna mehr zum stillen Dulden, die stolze Isolde aber zum öffentlichen Handeln bestimmt erscheint."

Isolde warf einen fragenden Blick auf ihn, als wolle sie auf seiner Stirn den Sinn dieser Worte enträthseln. Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben fehlte es ihr selbst an Worten; eine peinliche Pause entstand.

Vielleicht hätte dies Gespräch noch eine bedenkliche Wendung genommen, wenn man nicht Amanda und Euphemia im Nebengemach hätte lachen hören.

Isolde deutete darauf und sagte: „Erlaubt, daß ich mich zu den Damen begebe und Euere kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehme!"

Ihm blieb nichts Anderes übrig als ihr die Thür zu öffnen und dabei nur zuzuflüstern: „Seid versichert, daß ich auch bei dem entscheidensten Schritt auf Eurer

Seite stehen werde, und zürnet nicht dem bewährten Freunde Eures Hauses wie dem treuesten Verehrer Eures Selbst!"

Isolde war zu bewegt, um noch lange zu weilen; sie widmete auch den Beiden nur kurze Zeit, und eilte dann in die Stadt in das Freie zu kommen. Ihr Herz war zu unruhig, sie wußte kaum wovon, und sie bedurfte der Einsamkeit um sich zu sammeln.

Es war ein wolkenloser Herbsttag, ein blauer Baldachin wölbte sich der Himmel über die Stadt und zeichnete ihre vielen hohen Thürme und zierlichen Thürmlein scharf ab in seinem klaren Aether. Ein wenig vor dem Stadtthor stand eine Kapelle auf einem sanften Hügel, deren Altar Meister Dürer jüngst mit einem neuen Gemälde geschmückt hatte. Majestätische uralte Buchen umgaben sie und wölbien gleichsam ein zweites Dach gleich einem erhabenen Dom über sie hinweg. Ihr grünes Laub hatte sich schon mit Roth und Gold geschmückt, und ein Theil desselben bedeckte den Boden — Isolden's kleiner Fuß und die lange Schleppe ihres veilchenfarbenen Kleides raschelten darin, als sie sich der Kapelle näherte — es war der einzige Ton, den man hören konnte — sonst lag eine wunderbare Stille über der ganzen Gegend, die

im auffallenden Kontrast stand zu dem regen Leben drinnen in der geschäftigen Stadt.

Isolde kniete vor der Kapelle nieder und betete. Ein Echo von Pirkheimer's Worten mischte sich in dies Gebet. Nicht zum stillen Dulden, zum öffentlichen Handeln hielt sie Pirkheimer bestimmt — dies Wort war wie ein erhellender Blitz in ihre Seele gefallen. Frei von jedem Vorurtheil, jedem Bande, auch von dem der Liebe, hatte sie durch's Leben gehen wollen, der Kunst und allem Großen und Schönen dienen, selbst es fördern helfen und keine Schranke dulden für den Genius — ihre Jugend war vorüber und sie fragte sich, was sie gethan und ob sie glücklich sei, ob sie jemals erreichen werde, wonach sie gestrebt: eine große, schöne That? — Brünstiger faltete sie die Hände auf das klopfende Herz und hob die begeisterungsvoll glänzenden Augen zur Decke des Gewölbes empor.

Aber da hörte sie Jemand hinter sich eintreten — bald darauf erhob sie sich, denn sie liebte es nicht, bei ihrem Gebet beobachtet zu werden.

Mit niedergeschlagenen Augen war sie aufgestanden und wandte sich dem Ausgang zu.

Da grüßte sie Ulrich mit dem bewegt geflüsterten Namen: „Isolde!“

Sie stand still vor ihm und reichte ihm die Hand.

Er drückte sie an seine Lippen. „Stören wollt' ich Euch nicht," sagte er; „aber ich muß Euch bekennen, daß ich nur Euretwegen kam."

Sie sah ihn fragend, aber innig an.

„Ich folgte Euch schon vor das Thor, und da ich sah, daß Ihr Euere Schritte hierher lenktet, so hoffte ich Euch hier zu erreichen —" bekannte Ulrich.

„Habt Ihr mir etwas Wichtiges zu sagen?" fragte Isolde theilnehmend. — „Wißt Ihr Etwas über Wolfstein's Angelegenheit?" fügte sie mit Ueberlegung hinzu.

Er trat einen Schritt von ihr zurück. „Nicht von fremden Angelegenheiten wollte ich sprechen."

„O, so sprecht von Euch!" sagte sie innig, „habt Ihr zu fürchten oder zu hoffen? — Dürft Ihr von Euren Bestrebungen einen günstigen Ausgang erwarten?"

Er ergriff ihre Hand wieder und sagte: „Ihr weihtet mich zum Kampf für die Wahrheit — aber Ihr habt mich dennoch seitdem geflohen!"

„Ich — Euch?" fragte sie mehr staunend als verwirrt.

„Oder Euch doch von mir zurückgezogen — Ihr seid mir ausgewichen, noch mehr, oder doch nicht weniger als vorher."

Sie schlug die Augen nieder und sagte nur wie verweisend: „Ulrich!"

„Freilich," — fuhr er fort, „war die Hoffnung allzu vermessen, in Euch eine Bundesgenossin zu finden."

„O, — daß ich es zu sein vermöchte!" rief sie begeistert, „aber was vermag denn ein schwaches Weib!"

„Alles, wenn es Euch gleicht an Hoheit der Gesinnung und Stärke des Charakters!" unterbrach er sie voll Feuer.

„So saget mir, was ich thun kann, zeigt mir den Weg, den ich wandeln soll, und ich werde Eurer Weisung folgen, aber Ihr seht, ich selbst sehe noch zu unklar, um den rechten zu finden."

„Isolde," sagte er unendlich sanft, „Ihr kennt die Geschichte meiner Vergangenheit — und Ihr habt mich nicht verkannt und verdammt."

„Ich habe nie anders, als mit der innigsten Bewunderung zu Euch aufgeblickt."

„O, saget nicht so, wo ich selbst vor Euch auf den Knieen liegen und zu Euch beten möchte, als zu einer Schutzheiligen, unter deren Augen ich allein gewagt den Kampf mit dem Vorurtheil und mit alten hergebrachten Formen zu beginnen. — O, Isolde! möget Ihr dem Frevler zürnen oder ihn verdammen: die Liebe hat sich in mein Herz geschlichen und ich habe nur einen kurzen Kampf dagegen gekämpft — im höchsten Heiligthume selbst war mir die Himmelserschei-

nung geworden — das war keine Prüfung mehr, wie einst jene Jugendliebe, mit der ich einen guten Kampf gekämpft — das war ein Zeichen himmlischer Begnadigung — und wie sich mir im Laufe der Zeit die Kunst geoffenbart als eine Vereinigung der Wahrheit mit der Schönheit, so offenbarte sich mir das Weib als die erhabenste Priesterin für den Tempeldienst meines Herzens! Nicht eine Entweihung der heiligen Kunst konnte die Liebe dem freien Steinmetz bringen, der nur dem Scheine nach frei war, wenn er das mächtigste und lauterste Gefühl aus seiner Brust verbannte und alten Satzungen opferte — nicht eine Entweihung, sondern die höchste Weihe, denn das Weib seiner Vollendung ist dem reinen Mann eine Heilige, aber nur in seiner Nähe vermag der Diener der Kunst nicht allein sein Werk, sondern auch sich selbst zu vollenden? Isolde — erscheint Euch der Baubruder als kein Feevler, der ein solches Geständniß vor Euch ablegt?“

Sie vermochte nichts zu antworten, erröthend zitternd und mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm. —

Er sah ihre Rührung: „O, Isolde, daß Ihr meine Mitkämpferin wäret!“ rief er noch einmal — „Ihr waret besorgt um mein Geschick, Ihr wolltet für mich

handeln, o, wäret Ihr an meiner Seite, so fühlte ich mich stark genug, eine Welt zu überwinden."

Ihre Augen leuchteten: „Ulrich," rief sie im Tone der höchsten Begeisterung, „gebietet über mich!"

„Gebieten!" rief er, „nimmermehr! Ich habe nur die Eine Frage an Euch: Könnt Ihr dem Baubruder vergeben, der, da er Euch kennen lernte, der Liebe nicht mehr sein Herz verschließen mochte?"

„Ich kann es!" hauchte sie.

„Und könnt Ihr dem Baubruder vergeben?" fuhr er fort, „der sein Auge bis zu Euch erhoben und wie er jede Sympathie des Geistes bei Euch fand, nun auch von einer Sympathie des Herzens zu träumen wagt? Wollt Ihr seine verwegene Hoffnung auf Gegenliebe verdammen oder — bestätigen?"

Da legte sie Ihre Hand auf seine Schultern und ihr Haupt an seine Brust — „Ihr seid der erste und einzige Mann, den ich zu lieben vermag!" flüsterte sie ihm zu, „ich weiß, daß diese Liebe vom Himmel stammt und zum Himmel führt, ich bin geheilt von dem Wahne, der den Diener der heiligen Kunst ausschließen wollte von dem süßesten Glück der Erde; geheilt von dem Wahne, daß es für ein Weib ein höheres Glück geben könne, als mit dem Manne ihrer Liebe vereint dem Ziele der eigenen Vollendung, wie der

Menschheit zuzustreben — ich habe der Liebe mein Herz verschlossen bis auf den Tag, da ich Euch gesehen — oder vielmehr: ich habe Euch, nur Euch geliebt — schon von Ewigkeit her. Ich kannte Euch ja schon längst — im Klarakloster lernte ich Eure edle Mutter kennen, dort sprach man nur von Euch — o, selbst die edle Charitas Pirkheimer war Eures Lobes voll. Die stolze Elisabeth Scheurl hatte Euch geliebt und war selig in Euren Armen gestorben — und wie Ihr sie in Eurem Kunstwerk fortleben ließet für die Unsterblichkeit auf Erden schon, so feierte ich nie das Andenken des theuersten Wesens, das ich jemals kannte, ohne dabei auch Euer zu gedenken. Gesehen hatte ich Euch selbst, da Elisabeth's Grabmal vollendet war und ein Todtenfest für sie gefeiert ward — so lebtet Ihr auch unvergessen fort in mir. So seid Ihr meine erste und einzige Liebe! Was soll ich Euch nun weiter sagen, was in mir vorging, seit Ihr wieder zurückgekehrt nach Nürnberg und ich Euch öfter sah — erst sucht' ich Euch, dann floh ich Euch, dann beichtete ich mein Gefühl für Euch als ein Verbrechen — und fand keinen Trost, keine Ruhe, weder im Beichtstuhl, noch am Altar, weder in der Kirche, noch im Kloster. — Da las ich Eure Schrift und Fluch und Qual waren von mir genommen und das höchste Gefühl meines Lebens

durfte mich wieder zum Himmel emportragen und über alle Schranken und Nebeldünste des Lebens!" — sie vermochte nicht weiter zu sprechen, weil er sie fest in seine Arme schloß und sagte:

„Niemals hätte ich gewagt Euch meine Liebe zu gestehen, wenn ich nicht zuweilen gehofft hätte diesen Kampf in Euern Augen zu lesen — ja wenn nicht Amanda mir diese stolze Hoffnung bestätigt hätte! Aber so fragte ich mich, ob es nicht auch Euch leichter sei mit der Welt und ihren veralteten Formen im Dienst des Geistes und des eigenen Herzens zu kämpfen als wider dieses eigene Herz und die eigene Erkenntniß! O nicht allein um unserer Liebe willen — sondern um der Menschheit und ihrer Rechte willen laßt uns Alles daran setzen, um Alles zu gewinnen. Wie die Kunst selbst da ist für Alle und das ganze Leben zu verschönen und zu verklären, so sollen auch ihre Diener sich nicht selbst abschließen vom Leben, nicht ausgeschlossen sein von seiner seligsten Bestimmung! So rein wie die Hand des Baubruders zum heiligen Tempelbau, die nie ein Weib berührte, so rein ist auch die, die sich ein Weib des Lebens heiligstes Kunstwerk für immer verbunden! Nun weiß ich, Euch beseelt derselbe Muth wie mich und dasselbe Ziel, und so fordere ich Euch noch einmal auf, meine Mitkämpferin zu wer-

den — nicht die meine allein, sondern die aller Baubrüder, die sich mir angeschlossen, trotzdem daß noch ein drohendes Schwert über mir hängt!“

„Eurer Liebe gewiß und von dem Bewußtsein getragen, daß mein Beispiel auch Euern Brüdern und der Menschheit zu nützen vermag, fühl' ich mich stark genug dies Schwert selbst herabzureißen und zu zerbrechen!“ rief Isolde mit begeistertem Blick gegen Himmel.

„Und wie meint Ihr, daß Euer Vater zu gewinnen?“ fragte er nach zärtlichen Ergüssen.

„Ob zu gewinnen, weiß ich nicht,“ sagte sie seufzend, „doch weiß ich auch, daß er seinen Töchtern niemals flucht!“

„So laßt uns noch bis auf die Entscheidung des Maurerhofes warten,“ sagte Ulrich, „und einstweilen noch Niemanden uns vertrauen als unsern Schwestern.“

Schon war der Abend hereingebrochen, als Beide wieder nach Nürnberg zurückkehrten.

XII.

Schluß.

Noch kein Jahr war vergangen, seitdem Georg III., Schenk von Limburg und Bischof von Bamberg, gegen Nürnberg gekommen war, als er zum Neujahrsfest

sich abermals dort anmelden ließ und auch wieder im Hause des Schultheißen zu wohnen begehrte, obwohl er den Tod der Hausfrau erfahren hatte.

Ein neuer Triumph für die Nürnberger:

„Wer einmal nur in Nürnberg war,
Der käm' gern wieder jedes Jahr!"

Das Sprüchlein bewährte sich. Erst war der Schenk schon fünf Jahre Bischof gewesen, ehe er Nürnberg, — das doch die größte Stadt seiner Diözese war, wenn auch Bamberg der Bischofssitz, — eines Besuches gewürdigt hatte, wodurch er den Rath und alle Patrizier schon sehr verstimmte — und nun kam er wieder! so hatte es ihm doch damals so gut gefallen! Schon damals hatte seine Leutseligkeit und Milde, sein ganzes, zugleich erhabenes und gemüthreiches Wesen selbst Diejenigen für sich eingenommen, die ihm gern gegrollt hätten, weil er Nürnberg so spät erst berücksichtigte, um wie viel mehr mußte nicht das erst der Fall sein als er nun so unerwartet wieder kam und zu einem so wichtigen Festtag.

Im Hause des Schultheißen gab es nun gar eine doppelte Festzeit. Anna feierte ihre Vermälung mit Wilhelm von Wolfstein.

Der Rath von Nürnberg hatte gern die friedlichen und vortheilhaften Bedingungen angenommen,

die dieser ihm geboten für die Uebergriffe, die eigentlich nur sein Vater sich sonst in's nachbarliche Gebiet erlaubt — nun konnte auch der Schultheiß sich mit dem Nachbar versöhnen und ihn zur Besiegelung solcher Versöhnung sogar die Tochter zum Weibe geben.

Anna selbst war in den letzten Monaten, seit sie die Beruhigung über die Treue des Geliebten und die Hoffnung auf eine glückliche Vereinigung mit ihm empfangen, in erneuter Gesundheit und Lieblichkeit erblüht, so daß man die Braut nur zu sehen brauchte, um zu wissen, daß hier ein liebendes Herz nach langem geduldigen Harren endlich zu seinem Rechte gekommen.

Mancherlei Hochzeitsgäste gab es da, die selbst im Hause des Schultheißen mit Wohnung genommen, auch Amanda von Wildenfels war darunter. Sie hatte vor einiger Zeit Pirkheimer's gastfreies Haus verlassen und sich nach Augsburg begeben — nun aber war sie zu Anna's Hochzeit wieder zurückgekehrt, um ihre Brautjungfer abzugeben, und wohnte selbst mit im Hause der Braut. So auch Andere noch von den Verwandten der Weichsdorf und Wolfstein. Fast erschrak man da über die Meldung des Bischofs, denn wenn er auch gleich selbst erklärte, daß er nur

ein Kämmerlein gleich einer Klosterzelle für sich in Anspruch nehme, so konnte man doch nach altem guten Brauch ein solches Wort nicht gelten lassen, sondern räumte ihm dennoch die Paradezimmer ein, die er das vorige Mal inne gehabt, nur daß die Dienerschaft sich ein wenig enger behelfen mußte.

Isolde aber sah von Allen in Nürnberg der Ankunft des Bischofs mit der größten Spannung entgegen.

Auf den Brief, den sie ihm fürbittend für Ulrich geschrieben, hatte er ihr lakonisch genug geantwortet:

„Schon da mir das Glück ward, in Eurem Vaterhause zu herbergen, und als Ihr dort bei mir die Fürsprecherin von Leuten waret, die Euch ganz und gar nichts angingen, hab' ich mal Euern Willen gethan, aber Euch doch gesagt, daß ich es lieber sehen möchte, wenn ich einmal Euch persönlich einen Dienst leisten könnte, denn nur anderen Leuten, die sich Eures schönen Mundes nur wie eines Sprachrohrs, oder Eurer zierlichen Hand nur zu einer Empfehlungsschrift bedienen. Könntet Ihr selbst ein Interesse daran haben, daß die Baubrüder sich noch ein wenig mehr von der Kirche befreiten, als es im Laufe der Jahrhunderte schon geschehen ist, daß sie z. B. auch lieben und heiraten dürften u. s. w., so wollte ich lieber zusehen, wie ich Alles für den Verfasser der

„Unbedenklichen Bedenken" zum Guten wendete, da aber dergleichen nicht abzusehen, so weiß ich nicht, wie Ihr von Euerem Briefe an mich Euch eine absonderliche Wirkung versprechen könnt, und noch weniger kann ich sie selbst Euch versprechen."

Dies Schreiben, das mit den üblichen höflichen Redensarten schloß, hatte Isolde Anfangs in die bangste Unruhe versetzt. Zuerst erschien es ihr wie eine Nichtachtung Ulrich's, dessen Gönner ja bisher der Bischof gewesen. Hatte sie doch in Ihrer Liebe wie in der Schwärmerei ihrer Ueberzeugung gedacht, es sei genug, dem Bischof Ulrich's Schrift zu senden, um ihn, den Freund der Aufklärung wie jeden Fortschrittes in Kunst und Wissenschaft zur begeisterten Theilnahme für Ulrich zu entflammen und Alles zum Besten zu lenken — und nun ließ sich der Bischof auf eine Erörterung dieser Frage gar nicht ein und ließ im Brief so wenig durchblicken, daß er für, als daß er gegen Ulrich sei. Aber beim Wiederlesen glaubte sie mehr und mehr noch Etwas zwischen den Zeilen zu erkennen — der Bischof grollte ihrem Mangel an Vertrauen — und errieth die Wahrheit.

Sie schrieb ihm noch einmal — zuerst ihren Dank, daß er sie überhaupt einer Antwort gewürdigt, dann fügte sie hinzu: „Euer Hochwürden erklärt, eine

Bitte für mich selbst lieber zu erhören, denn die für einen Andern: so treibt mich denn Euer Hochwürden zu dem Geständniß, daß dieser Andere, den ich diesmal Dero Huld empfahl, mein besseres Selbst ist, und mir theurer als mir selbst, daß meines Lebens ganzes Glück von einer gütigen Entscheidung in dieser Angelegenheit abhängt. Ich bekenne vor Euer Hochwürden wie vor Gott selbst, daß ich diesen Baubruder liebe, und daß ich bereit bin, ihm meine Hand zu geben, dafern ihn dafür der Fluch der Kirche nicht trifft, noch die Ausstoßung aus der Bauhütte — denn das ist ferne von ihm, daß er auftrete gegen diese oder jene, er will nur in ihr eine Neugestaltung, die für Alle zum Segen ist." Dann schloß sie in üblicher demüthiger Weise.

Dieser zweite Brief war ohne Antwort geblieben. So waren Monate vergangen. Nun aber kam der Bischof selbst. Es war eine Zeit des Harrens und Kämpfens gewesen. Im lichthellen Nürnberg war aber doch von der Mehrzahl der Gebildeten dem kühnen Baubruder beigestimmt worden. Wir haben gesehen, wie sich gerade dort neben der heiligen Baukunst eine Profankunst entwickelte, die mit in jenes Gebiet hinüberspiegelte. Weder Adam Kraft, der das herrliche Weihbrotgehäuse in St. Lorenz gleich

anderen heiligen Kunstwerken hinterlassen, noch Peter Vischer, der mit seinen Söhnen am Grabmal des Schutzpatrons von Nürnberg in St. Sebald arbeitete, waren Baubrüder, sie waren verheiratet in den glücklichsten Ehen und Niemand achtete darum ihre Werke für geringer. So begreift man, daß es weder dem Ansehen der Baubrüder selbst, noch dem ihrer Kunst schaden würde, wenn sie nicht mehr in mönchischer Abgeschlossenheit lebten, sondern auch das häusliche Glück genießen durften, da die meisten Verhältnisse sich ja doch einmal anders gestaltet hatten als in den alten Zeiten, in welchen diese Bestimmung hervorgerufen worden. Da nun inmitten der Bauhütte selbst sich Stimmen für Ulrich erhoben hatten und seine Sache beim Maurerhof von Straßburg schwebte, so hatte sich der Rath vollkommen beruhigt, daß diese Schrift in einer einheimischen Druckerei erschienen war, und selbst der Propst Kreß ward wieder gesund, als er für jetzt wenigstens noch Ulrich jene Schmach erspart sah, die er schon einmal erlebt hatte. Die Geistlichkeit selbst fühlte sich von diesen „Bedenken“ wenig berührt, und nur einzelne Fanatiker unter ihnen wie unter den Baubrüdern und unter dem weiblichen Geschlecht, wie sich das am hervorragendsten an der sonst so edlen Charitas Pirk-

heimer zeigte, entsetzten sich über die Schrift wie über deren Urheber, besonders Diejenigen, die sie nicht selbst gelesen und nur vonBöswilligen oder Unverständigen Einzelnes daraus in verdrehter Weise wiedergegeben erhalten hatten.

Der Schultheiß war auf der Seite des freisinnigen Rathes. Der Bürgermeister Martin Geuder, Pirkheimer und vor Allem der edle Dürer thaten Alles, um ihre Sympathie für Ulrich zu zeigen, ja Pirkheimer ließ selbst eine Schrift drucken, in welcher er den „Bedenken" beistimmte, und den Baubrüdern empfahl, auf einem solchen Grunde weiter zu bauen als wahrhaft freie Steinmetze.

Wie nun Ulrich so plötzlich ein Held des Tages ward, bemühte man sich auch immer mehr, ihn in die Kreise zu ziehen, in denen man der Kunst und der Wissenschaft, und zwar deren Fortschritt auf beiden Gebieten huldigte. So fiel denn auch nicht auf, daß er zuweilen im Hause des Schultheißen erschien, um so mehr, als man wußte, daß er das Erinnerungsmal Martin Behaim's eben jetzt vollendet, und damit Nürnberg mit einer neuen Zierde der kunstreichsten Steinarbeit geschmückt hatte. Etwas von den Lobpreisungen, die man dem Künstler widmete, fiel so ja auch mit auf den zurück, der ihm die Ausführung

dieses Denkmals übertragen hatte, auf den Schultheiß selbst, und so zeigte sich dieser ihm jetzt freundlicher als je vorher. War doch auch, seit Amanda von Wildenfels in Nürnberg gewesen und Ulrich nun öfter als Ulrich von Wildenfels bei seinem ritterlichen Namen, denn bei seinen Steinmetznamen als Ulrich von Straßburg genannt worden war, ein Theil der Schranke gefallen, die ihn von den stolzen „Geschlechtern" Nürnbergs schied, und hatten sie sich erinnert, daß Albertus Magnus, der Gründer der gothischen Baukunst und der Bauhütten, ein gar großer und vornehmer Herr wie der erste Baumeister seiner Zeit gewesen war, und daß manche seiner Schüler, in seinen Fußtapfen ihn nachfolgend, auch eine hohe Stufe erreichen könnten — warum denn nicht dieser Ulrich von Wildenfels, der schon einmal die Huld des Kaisers empfangen?

Unter solchen Verhältnissen konnten Isolde und Ulrich sich öfter sehen und immer mehr erkennen, wie sie für einander geschaffen waren und immer fester in dem Entschlusse werden, von keiner Macht der Erde sich jemals trennen zu lassen.

Anna und Amanda waren die vertrauten Beschützerinnen ihrer Liebe. Pirkheimer und Dürer waren stillschweigend mit in diesem Bunde.

Am Nachmittag des Sylvester hielt der Bischof Georg seinen Einzug in die Stadt.

Als er das Haus des Schultheißen betreten hatte, flüsterte er bald demselben zu: „Ich komme als Hochzeitsgast — aber nicht als das allein. Schon als ich das vorige Mal hier war, sagte ich, daß ich wohl bald einmal den Freiwerber bei Euch machen würde — so ist es nun heute: ich habe fur einen der edelsten Männer um Euere Isolde zu werben."

Der Schultheiß schüttelte niedergeschlagen das Haupt und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.- „Da richtet selbst Euer Hochwürden nichts aus — sie will ledig bleiben und ich mag sie nicht zwingen, so widerwärtig mir auch der Gedanke ist, daß es dereinst heißen wird, ein Fräulein von Weichsdorf sei sitzen geblieben — aus lauter Hochmuth und Ueberschwenglichkeit."

„Aber wenn sie dennoch einwilligt und den Freier erhört, den ich ihr zuführe — werdet Ihr dann auch einwilligen?"

„Ein Eidam, den Euere Hand mir zuführt, wird mir stets willkommen sein — nur zwingen mag ich Isolde nicht," antwortete er fest.

„Nein!" sagte der würdige Bischof und nahm die Hand des Schultheißen, „hintergehen will ich Euch

nicht! — Ich werbe bei Euch für Ulrich von Wildenfels —"

„Unmöglich!" rief der Schultheiß — „ein Baubruder!" —

„Das ist er," versetzte der Bischof ruhig; „aber er ist zugleich mein Baumeister, als solcher nehme ich ihn mit mir nach Bamberg, wo er den Riß machen soll zu einer neuen Kirche und nur die Arbeit leiten als erster Bauherr nach mir selbst."

Der Schultheiß schüttelte das Haupt: „Unmöglich — und wenn ich auch die Hand meiner Tochter nicht für zu gut hielte für einen Steinmetz — wo bleibt sein Gelübde?"

„Der Maurerhof von Straßburg gibt es ihm zurück," berichtete der Bischof. „Die Ehelosigkeit der Baubrüder hat aufgehört Gesetz zu sein — und die Kirche hat diesen Beschluß sanktionirt. Sie bleibt zwar noch empfohlen, aber nicht befohlen. Ulrich's Schrift hat Anklang gefunden und man wird auf einem Hüttentag sie diskutiren und einige darin gemachte Vorschläge annehmen, andere widerlegen und verwerfen. Die freie Steinmetzzunft ehrt den Freimuth in jeder Gestalt! Nun kommt und laßt mich als Freiwerber zu ihr und gedenket Eures Wortes!"

Der Schultheiß stand betroffen — er schüttelte mit dem Kopf und sagte noch einmal: „Unmöglich!"

Da trat Amanda ein und auf den Schultheiß zu — ihre Hand hielt eine Schrift mit dem kaiserlichen Siegel — er griff erstaunt darnach und las die Worte:

„Kaiser Maximilian wirbt bei Euch um die Hand Eurer Tochter Isolde für seinen lieben Baubruder Ulrich von Wildenfels. Dieweil der Kaiser selbst vermält ist, und dennoch die ersten Grade der freien Steinmetze erlangt hat, darf er auch für seinen Bruder ein gleiches Recht verlangen!"

Der Schultheiß zitterte einen Augenblick — dann raffte er sich mit seiner ganzen Kraft empor und sagte: „Und wenn auch Kaiser und Bischof zugleich bei mir werben, so soll mein theures Kind doch seinen eigenen Willen haben!"

Man rief Isolde — wenige Worte erklärten Alles — flehend sank sie zu den Füßen des Vaters. —

Er legte segnend nach kurzem Kampfe seine Hand auf sie — dann auch auf Ulrich, der auf einen Wink Amanda's eingetreten.

Nun kamen auch Anna und Wolfstein und ein Theil der schon versammelten Hochzeitsgäste.

„Statt einer Hochzeit gibt es nun zwei" — erklärte der Bischof.

„Und einen verlassenen Vater!“ sagte der Schultheiß.

Amanda faßte seine Hand: „Wenn Euch mein Bruder die Tochter entführt — darf ich Euch nicht Tochter sein?“

Er faßte ihre Hand wie die einer Retterin. „Ja,“ rief er, „bleibt bei mir, wenn diese nach Birbaum und jene nach Bamberg zieht. Aber wie lange — dann werdet auch Ihr einem Freier folgen!“

Amanda schüttelte stolz das Haupt. „Laßt mich bei der Erinnerung leben an Kaiser Maximilian!“

Als unter den Hochzeitsgästen auch Pirkheimer und Dürer waren, sagte Isolde Beiden Dank und dann noch zu dem Letzteren gewendet: „Was der hochwürdige Bischof für Ulrich und mich gethan, das thut bei Philipp Echter für seine Schwester Jerta und Georg Glockendon!“

„Wenn er so tüchtig sein wird in seiner Kunst wie Ulrich in der seinen,“ sagte Meister Dürer, „so will ich für ihn werben — doch denk' ich es wird überflüssig sein, denn Echter ist sein Freund!“

Ende.